John Ruskin

Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen.

Wie wir arbeiten
und wirthschaften müssen.



Eine Gedankenlese

aus den Werken

des

John Ruskin.



Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt

von

Jakob Feis.



Straßburg,
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Allen

menschenfreundlichen Arbeitgebern

widmet

dieses kleine Buch

Der Uebersetzer.

Inhaltsverzeichniß

Seite

III.

Qui Judicatis Terram.

IV.

Ad Valorem.

Arbeit.

Erläuterungen zu obigen Abkürzungen:

A. J. E. = «A Joy for ever».
C. W. O. = «The Crown of wild Olive».
E. N. = «The Eaglés Nest».
F. C. = «Fors Clavigera».
Mun. P. = «Munera Pulveris».
S. L. = «Sesame and Lilies».
S. V. = «The Stones of Venice».
T. P. = «The Two Paths».
T. T. = «Time and Tide».
U. T. L. = «Unto This Last».

Einleitung.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt . . .

Die Kunst ist eigentlich aus und mit der Religion entsprungen.

Goethe: Sprüche.

Es giebt einen brutalen Mammonsdienst und eine gottähnliche Arbeit. Zwischen diesen himmelweit verschiedenen Begriffen muß unsere Zeit unterscheiden lernen. . . . Kein Mensch hat eine wirkliche Arbeit verrichtet oder kann eine solche verrichten, wennnicht auf religiöse Weise, weder der arme Taglöhner, noch der Arbeiter, der deinen Rockstoff webt oder deine Schuhe flickt. Alle Menschen, die nicht im Sinne des großen Arbeitgebers schaffen, machen für sich und Andere schlechte Arbeit.

Carlyle: **Past and Present.**

Ueber den weitern Entwicklungsgang Ruskins.

Im elterlichen Hause wurde nächst der Religion auch die Poesie ernst und liebevoll gepflegt. Auf dem Tisch lag neben der Bibel jederzeit Shakspere und Burns. Der Vater liebte es, nach beendetem Tagewerk der Gattin und dem Söhnlein die Werke der großen Dichter vorzulesen. Er that es mit tiefem Verständniß und vorzüglichem Vortrag. So wurde der kleine John schon in frühen Jahren mit allen Lustspielen und Historien Shakspeare's, mit den hervorragendsten Schöpfungen Goldsmith's, Addison's, Pope's, Walter Scott's, Byron's und der andern Klassiker der englischen Litteratur bekannt. Byron erregte insbesondere seine Bewunderung. Die glühende Leidenschaft, mit der dieser Dichter das Schöne besingt und das Häßliche bekämpft; seine ungezwungene, ungekünstelte Sprache, welche „sich so leicht bewegt, wie ein Falke fliegt, und Alles spiegelt, getreu wie ein klarer See“ und mit kurzen, knappen Worten, ohne Umschreibungen, die Wahrheit wiedergiebt, übten auf ihn einen unwiderstehlichen Zauber, unter dessen Einfluß er seine Jugenddichtungen schrieb. Es sei unmöglich, sagt Ruskin, sich noch ein Zeitalter zu denken, in dem ein Kind von seiner Gemüthsart so tief beglückt in das Leben hätte eintreten können. Freilich

war seine Gemüthsart eine Frucht der Zeit. Die sentimentale Liebe zur Natur, welcher alle Dichter nach Rousseau huldigten, wurde bei ihm zur Leidenschaft. Man darf Ruskin getrost einen Romantiker nennen, wenn man unter Romantik versteht, was er nennt: „die Wiederkehr des Herzens und der Phantasie zu solchen Dingen, die ihm naturgemäße Freude einflößen". Er bewunderte nächst Byron zumeist Walter Scott, der mit heiterer Menschenfreundlichkeit das Schlichte wie das Erhabenste gleich liebevoll umfaßt. Seine erste Reise nach dem Festland trat der vierzehnjährige John mit jugendlicher Begeisterung, mit offenen Augen und warmen Herzen an: ein Künstler und Dichter zugleich. Er führt seinen bewußten Eintritt in's Leben auf einen bestimmten Tag zurück, an dem sich ihm die Schönheit der Erde in voller Pracht offenbarte, ein Eindruck, der sich mit unverlöschlichen Zügen seiner Seele einschrieb. Es war in Schaffhausen (1833), an einem wolkenlosen Sonntag, als er im rosigen Lichte des Morgens die Alpenkette zum ersten Mal erblickte. Noch vor anderthalb Jahrhunderten mied man die Berge. Man glaubte, daß in ihren Abgründen teuflische Gespenster hausten, über ihren Höhen himmlische Erscheinungen schwebten; ihm, dem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts, genügten „die Alpen mit ihren Firnen, die Gebirgsleute in ihrer Menschlichkeit". Weder für sich noch für an-

dere begehrte er „statt Felsen Himmelsthrone, statt Wolken Himmelsgeister". Ueber den Anblick des Naturschönen vergaß er alles überirdische Träumen. Sein kleines „Lehmkrüglein" barg, wie er rühmte, Flaschen voll Wordsworth'scher Ehrfurcht, Flaschen Shelley'schen Feingefühls. Obgleich er mit Wordsworth die Lilie wie einen Theil der Bergpredigt liebte, so hätte er doch nicht gleich jenem auf das Schellkraut, mit seinem unschönen Gelb und seiner unschönen Form, Sonnette schreiben können; und obgleich er den blauen Himmel mit Shelley bewunderte, so gerieth er doch nicht wie dieser in Gefahr, sein „Psychidion" und die Himmelshöhen miteinander zu vermengen. Früh gewöhnte er sich daran, sich seiner jeweiligen Arbeit ganz hinzugeben, sowie das Ding vor seinen Augen zu betrachten, bis er es wirklich sehen konnte. Seine ehrfurchtsvolle und leidenschaftliche Erhebung wurden durch sein Anschauungsvermögen und seinen bildnerischen Gestaltungstrieb — Gaben, die er mit Turner theilte, — im Zaume gehalten. Wordsworth härmte sich, „daß ein Gänseblümchen nicht die Schönheit seines Schattens sehen könne"; ihn hingegen beseelte der Wunsch, „den Schatten richtig zeichnen zu können".

Zu vielem fühlte sich der fünfzehnjährige Jüngling hingezogen: zur Poesie, um im Klang des Reims seine Naturliebe ausströmen zu lassen; zum Stift und

zur Palette, um Form und Farbe festzuhalten; endlich zur Architektur, zur Geologie und Mineralogie. Für die letzteren zwei Wissenschaften hatte seine Reise in die Alpen ein Interesse wachgerufen, das mit den Jahren wuchs. Mit unermüdlichem Fleiße bethätigte er sich nach allen diesen Richtungen hin.

Als John achtzehn Jahre alt war, sandte ihn der Vater, dessen Ehrgeiz befriedigt war, nachdem seine Firma in der Einfuhrliste spanischer Weine zu oberst stand, auf die Universität.

Die Eltern setzten große Erwartungen auf das Talent ihres vielversprechenden Sohnes. In ihrem christlich bescheidenen Sinn wünschten sie jedoch nur, daß John „in die beste Gesellschaft aufgenommen werde; daß sein unermüdlicher Fleiß die ersten Preise erringe; daß er das Herz der ersten Dame im Lande erobere; daß er so gut dichte wie Byron (freilich etwas frommer); daß er so schöne Predigten schreibe wie Bossuet (freilich protestantische); daß er zu 40 Jahren Bischof, zu 50 Jahren Erzbischof der Kirche von England werde.“

Die bescheidenen Wünsche gingen nicht alle in Erfüllung. Er zeichnete sich nur mit der Feder aus; auch wurde eins seiner Gedichte preisgekrönt. Der Liebesgott aber zeigte sich ihm zeitlebens unhold. Sein Herz war bereits ergriffen, noch bevor er auf die Hochschule kam. Es schlug für die Tochter des

väterlichen Compagnon's, eine charaktervolle Französin mit feurigen Augen, die auf Besuch im Elternhause verweilte. Für die Mutter lag es außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß das evangelische Herz des Sohnes ein katholisches anbeten könne. John's Liebe blieb ein Geheimnis, sowohl gegenüber den Eltern, als auch gegenüber der Geliebten. Ehe er ihr seine Liebe zu gestehen wagte, war sie nach ihrer Heimat, Paris, zurückgekehrt. Wie sie aus der Ferne gewinnen? Er sah nur einen Weg zum Ziel: durch die dichterische Gewalt seiner Feder. Könnte die Angebetete so grausam sein, dem Lorbeergeschmückten ihre Hand zu versagen? Er schrieb, von seiner Sehnsucht getrieben, ein Drama, einen Roman und zahlreiche Gedichte. Vergebens. Noch bevor die Lorbeeren auf dem Parnaß für ihn reif waren, vernahm er nach dreijähriger insgeheim heiß lodernder Minne, daß die Geliebte die Gattin eines französischen Grafen geworden war. Es traf ihn hart und mag dazu beigetragen haben, seine Gesundheit zu erschüttern.

Er entsagte nun dem Ehrgeiz, als Dichter die Höhen des Parnaß zu erklimmen. Er empfand, daß seine Neigung, das Schöne in der Natur zu schildern, den freien Flug seiner Phantasie beeinträchtigte. Seine Gedichte gelangten erst nach einem halben Jahrhundert in die Oeffentlichkeit. Hingegen schrieb er bereits in den Jahren 1836—1838 unter dem Pseudonym

„Kata Phyhin“ Essays über Architektur für Fachblätter, welche in größeren Kreisen wegen ihrer Originalität und meisterhaften Ausdrucksweise Interesse erregten. Ein Essay betitelt: «The Poetry of Architecture or the Architecture of the Nations of Europe considered in its association with Natural scenery and national character», zeigt, wie früh Ruskin vom Grundsatze ausging, daß jeglicher Baustil sich landschaftlichen Bedingungen anpassen müsse und nicht von blinder Willkür geleitet werden dürfe. Diese, wie andere Jugendschriften Ruskins enthalten neben genialen Gedanken viel Angemaßtes und Seichtes. Er bedauerte in reiferen Jahren, daß man seine übermäßige Schreiblust nicht zu beschränken gesucht habe.

Nach kaum zweijährigem Aufenthalt mußte er die Universität verlassen, da sich verdächtige Spuren der Auszehrung bei ihm zeigten. Auf Anrathen der Aerzte reiste er in Begleitung der Eltern ein ganzes Jahr in Italien herum, kehrte alsdann nach Oxford zurück, um die Abschlußprüfung auf der Universität zu machen.

Er hatte als Knabe Italien aus einem von Turner reich illustrierten Buche: «Rogers Italy» lieben gelernt — ein Werk, das seine erste Bewunderung für den Künstler wachrief und, wie er sagt, die Hauptrichtung seines Lebens bestimmte. Das Italien der Wirklichkeit enttäuschte ihn. Er war zu sehr Realist,

zu sehr Kind seiner Nation, um über seinen Idealen die Rechte der Gegenwart vergessen zu können. Die Tugenden der Ordnung, der Reinlichkeit, der Pflicht, des Fleißes, die er mit der Muttermilch eingesogen hatte, waren ihm zur zweiten Natur geworden. In der Schweiz galten ihm die weißen Aermel der Schweizerinnen für nicht minder poetisch als die Firnen. In Italien hingegen sah er, wohin er blickte, Schmutz, Trägheit und Müssiggang; die Bauten halb verfallen, die Landhäuser „geschmückt wie Grimaldi", eine Lage Staub über Allem, und die Landschaft zumeist von unschönem Gemäuer verunstaltet. Er fühlte sich wohler auf den belebten Straßen und Märkten von Florenz, wo er sich herumzutreiben und zu skizziren pflegte.

Die Uffizien dünkten ihn ein unwürdiger Mischmasch, den Leute ohne Liebe und Verständniß für die Kunst angehäuft hätten. Von den welthistorischen Museen Rom's übersättigt, schaute er vom Monte Pincio sehnsuchtsvoll hinweg über Thürme, Kuppeln, Paläste und Cypressen nach den silbergrauen Umrissen des Soracte mit seiner reinen Schneepyramide, „die aus der Ferne wie ein vom Himmel gefallener Kometstreif leuchtet." Das Naturschöne — Wolken, Wasser, Felsen und Berge — fesselten ihn noch zu sehr, als daß er freien Blicks das Kunstschöne vergangener Jahrhunderte hätte würdigen können. Einzig und allein durch eigene Erfahrung, unbeeinflußt von Kunst-

autoritäten, sollte sein Urtheil nach dieser Richtung hin reifen.

Der erste Anblick der Alpen war für ihn die unmittelbare Offenbarung eines in der Schöpfung waltenden segensreichen Willens; zugleich aber glaubte er zwar nicht an eine persönliche Verkörperung des Uebels, wohl aber daran, daß unsichtbar auf dem Gebiete des Geistes und sichtbar in der Natur ein böser Wille walte. Dies wurde ihm, nachdem die eigene Vernunft wie auch Homer und Virgil es ihn gelehrt hatten, in Neapel zur lebendigen Anschauung. Der gewöhnliche Tourist, der Orangen von den Bäumen pflücken kann und dem eine schwarzäugige Südländerin eine Flasche Falerner kredenzt, nennt Neapel ein Paradies. Er aber war sich vom ersten Augenblick, da er die Gegend sah, bewußt, daß weder die Gebirgsformen, welche aus vulkanischer Asche gebildet sind, noch die Meeresfluthen, die schwarzen Sand bespülen, vollendet schön sein können.

Weit mehr entzückten ihn die Seen Oberitaliens; doch auch hier empörten ihn das Elend, das Laster und die Verkommenheit der Bevölkerung, wiewohl er nicht umhin konnte, die feinen Züge und den anmuthigen Gang selbst der zerlumptesten Bettler zu bewundern. Rom, schreibt er, erzieht Missionäre, um sie nach China zu schicken, und „läßt in diesem Paradies seine Kinder verkommen, läßt sie sterben

wie die grünen Eidechsen in dunklen Felsspalten, von wo aus sie keinen Gott schauen". Auch er war damals, wie vor ihm Byron und Gladstone, über den abscheulichen Despotismus entrüstet, welcher ganz Italien zu einem Kerker mache, „uneingedenk der Ehre seiner Ahnen, uneingedenk der Güte seines Gottes". —

Erst nachdem er Italien verlassen hatte und seinem geliebten Chamounix sich nahte, wich die trübe Stimmung, welche ihn während seiner italiänischen Reise nicht verlassen wollte. Die kräftigere Gebirgsluft stellte ihn wieder völlig her. Er verweilte einige Monate in diesem herrlichen Thal und trieb, von künstlerischem Standpunkt aus, Botanik, Geologie und Meteorologie; er wollte aus unmittelbarer Anschauung die Kunst Turner's würdigen lernen, der ja mit der Tradition der bisherigen Landschaftsmalerei gebrochen hatte und sich nur von eigener Anschauung und von eigenen Empfindungen leiten ließ. Er fühlte, daß dessen Werke nicht nach den konventionellen Maßstäben der alten Schule, wie sie die Alltagskritik handhabte, beurtheilt werden dürfen. Des genialen Meisters schärfere Beobachtungsgabe und wärmere Empfindung verlangte vom gewissenhaften Kunstfreunde das ernste Bemühen, diese Bilder auf ihre innere Wahrheit zu prüfen. Die Ruskin'schen Naturschilderungen in den «Modern Painters» sind Früchte eines solchen Bestrebens. Er sucht die sinnliche Wahr-

nehmung, die glühende Empfindung und wunderbare Gestaltungskraft des Turner'schen Pinsels mit der Feder zu veranschaulichen.

Vor allem war der erste Band der «Modern Painters» dazu bestimmt einzuschärfen, „daß nach gewissen artistischen Formeln komponirte Landschaften nicht den Grundstein der hohen Kunst bilden, sondern daß diese auf dem wahrheitsgetreuen Ausdruck tiefinniger Eindrücke beruhen müsse; denn die hohe Kunst ist die Sprache einer Seele zur andern, und der Werth des Kunstwerks hängt von der Größe der Seele ab, welche daraus spricht".

Auch Ruskin, der immerfort mit Stift und Palette thätig war, hatte versucht, nach den gegebenen Stylarten die Natur in Bilderrahmen zu zwängen. Eines Tages, müde und abgespannt — es war im Walde von Fontainebleau —, begann er ein Espenbäumchen zu skizziren. Während der Arbeit schwand seine Müdigkeit. Die schönen Linien zwangen ihn, sie zu zeichnen. Sie erschienen ihm schöner und schöner, indem eine Linie nach der andern sich gegen den Himmel abhob.

Mit immer größerer Bewunderung gewahrte er, daß sie sich von selber „komponirten", nach feineren Gesetzen als irgend welche, die der Mensch kennt. „Schließlich war", um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „der Baum da, und Alles was ich bisher

über Bäume gedacht hatte, war fort. Weiter als die Phantasie steigen, der Höhenmesser messen kann, walten durch das ganze Weltall die gleichen Schönheitsgesetze. Es sind dieselben, welche die Millionen Bäumchen des Waldes in ihrer Schönheit erfüllen und die Wolken und die Licht- und Wasserwellen beherrschen". „Alles machte Gott schön zu seiner Zeit" wurde von nun an für ihn die Formel des Bandes zwischen dem menschlichen Geist und den sichtbaren Dingen.

Hier dürfte es am Platze sein, einen Grundbegriff der Ruskin'schen Aesthetik, wie er ihn im zweiten Band der «Modern Painters» entwickelt, kurz zu erörtern. Das Schöne in der Welt, „der Ursprung aller Pietät und der Endzweck alles Wissens", das unsere Bewunderung und Ehrfurcht weckt, zeigt sich nach Ruskin dem Menschen erst, nachdem er eine gewisse Stufe der Sittlichkeit erreicht und sein Anschauungsvermögen so weit gebildet hat, daß er im Stande ist, die wahrhaft befreienden von den trügerisch fesselnden Erscheinungen zu sondern. Diese innere, zur Wahrnehmung des Schönen erforderliche geistige Sehkraft, welche er theoria nennt, im Gegensatz zu aesthesis, der blos sinnlichen Anschauung, kann nur durch eine gestrenge, liebevolle Aufmerksamkeit entwickelt werden. — Unsere Sinnesorgane bezeichnet er als Werkzeuge, welche im Dienste der sittlich geläu-

terten Menschennatur an Schärfe gewinnen, bei sittlicher Entartung hingegen sich abstumpfen. Je nach der Macht unserer Liebe und Gefühlslauterkeit, womit wir das Vollkommene suchen, wächst unsere Fähigkeit, das Schöne — die sichtbare Offenbarung höchster Vollkommenheit — warzunehmen.

Das sinnlich Schöne erscheint in der organischen Welt dort, wo glücklich vereinte Umstände die Lebensfunktionen begünstigen. In der ganzen Schöpfung zeigt jedes Wesen, das einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, sichtbare Spuren seines Glücks, indem es in seiner Daseinsweise gewisse lebensfördernde Neigungen oder Grundsätze veranschaulicht. Durch die Tiefinnigkeit der Sympathie, die wir für das wirkliche oder scheinbare Glück aller organischen Wesen hegen, werden wir unaufhörlich gezwungen, „solche Wesen als die schönsten zu betrachten, die (durch ihre vollendete naturgemäße Entwickelung) am glücklichsten sind“. In dem Maße, als unsere sittliche Kraft dieses Mitgefühl weckt und nährt, erweitert sie unsere innere geistige Sehkraft und durch sie unseren Schönheitssinn. Der Bibelvers, mit der Umschreibung eines e i n z i g e n Wortes: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden das S c h ö n e schauen“, dieser Bibelvers, losgelöst von jeglicher Mystik und in klaren Bezug gebracht zum Reiche der Natur, würde am Besten den Kern Ruskin'scher Aesthetik wiedergeben. Zugleich

legt die Natur gemäß den Gesetzen der sittlichen Weltordnung dem Menschen eine Verantwortung auf, wenn sie ihm eine Anlage giebt. Es ist die Pflicht des Menschen, gewisse Sinneseindrücke anderen vorzuziehen.

„Wir müssen ein festes Zentrum wahrhafter Sittlichkeit haben, sonst haben wir keine Kunst. Besitzen wir sie aber erst einmal, so wird der sittliche Zustand, dem sie entsproß, von ihrem wirksamen Reflex erhöht, und andere der Sittlichkeit zugängliche Gemüther werden der Errungenschaft theilhaftig . . . Kunstunterricht, wenn auf nichts Tieferes als die Kunst gepfropft, wird eher schaden als nützen.“ Das Erlernen der Grammatik wird dem Menschen helfen, sich regelrecht auszudrücken; doch einen Schriftsteller und Redner kann sie nicht aus ihm machen. Er muß hierzu sittliche Vorzüge haben. Er muß klar denken, die wichtigsten Thatsachen kennen und vom aufrichtigen Wunsche beseelt sein, sie wahrhaftig und getreu zum Besten seiner Mitmenschen mitzutheilen. Seine Sprache muß lebenskräftiger Odem sein.

Die Künste der Hand, wiewohl nicht so leicht verständlich, sind gleichen Sittlichkeitsgesetzen unterworfen.

Besonders charakteristisch ist die Art, wie Ruskin das Wort Geschmack definirt. „Man sollte“, sagt er, „weder die Frage stellen noch zu beantworten

suchen, weßhalb uns gewisse Dinge und nicht andere Vergnügen bereiten; ebenso wenig wie die: weßhalb wir Zucker mögen und nicht Wermut. Vollkommener Geschmack ist die Fähigkeit, das größtmöglichste Vergnügen aus dem Kern der Dinge zu schöpfen, zu dem sich unsere sittlich geläuterte, vollkommene Natur hingezogen fühlt. Wer geringes Vergnügen an solchen Dingen hat, dem fehlt Geschmack; wer hingegen an anderen als diesen Dingen Vergnügen empfindet, der hat falschen oder schlechten Geschmack." Obgleich erst ein späteres Bändchen die Kunstansichten Ruskins bringen soll, so ist es dennoch zum besseren Verständniß seiner sozialen und wirthschaftlichen Lehren erforderlich nachzuweisen, wie diese aus seinen ästhetischen Studien hervorgegangen sind.

Es war im Louvre zu Paris 1845, wo er sich von den Meisterwerken Tizians, Peruginos und Bellinis auf eine Weise angezogen fühlte, daß er unfähig war, andere Gemälde zu betrachten. Seit Jahren daran gewöhnt, das Naturschöne als eine geheiligte Wirklichkeit anzusehen, gewahrte er in den meisterhaften Schöpfungen dieser Maler eine Reinheit der Linien und Harmonie der Farben, die ihm auf den gleichen Gesetzen zu beruhen schienen wie die, welche die Natur als das vollkommen Schöne offenbart. Um die Meister der Frührenaissance eingehend studieren zu können, verbrachte er den größten Theil der

nächsten zehn Jahre in Pisa, Lucca, Florenz und Venedig.

Seine religiöse Natur eröffnete ihm das Verständniß für die Leistungen einer Schule, welche ihre Werke aus einem tiefsinnigen Andachtsbedürfniß heraus schuf. Von früher Jugend an begann und schloß er jeden Tag mit einem Gebet und mit aufmerksamen Lesen eines Kapitels aus der Bibel. Was das alte und neue Testament und das Gebet der Christen in jenen Jahrhunderten bedeutete, das empfand er, wie er erzählt, tiefer und tiefer; „mehr noch als dies, all meine Liebe für das Schöne und Majestätische in der Natur stand im genauen Verhältniß zu meinem Andachsbedürfniß, und niemals bestieg ich einen Berg allein, ohne instinktiv auf dem Gipfel niederzuknieen und zu beten." Je mehr er sich in das Studium dieser Kunstperiode vertiefte, umsomehr überzeugte er sich, daß nur die zu einer hohen Sittlichkeit geläuterte Menschennatur solchem Adel der Empfindung Ausdruck verleihen könne.

„Die großen Meister der Frührenaissance", sagt er, „schufen ihre Werke mit der bescheidenen Einfalt ernster Menschen. Sie schufen, was sie liebten und empfanden; sie erstrebten, wozu ihr Herz sie antrieb, und was sie dankbar aufgenommen, das stellten sie dar. Auf sie blicke ich als auf die höchsten Autoritäten, wegen ihrer kindlichen Unschuld und weil sie nach Eingebungen, nicht nach konventionellen Vorschriften

arbeiteten, weil sie keine eitle Bewunderung erregen, sondern Theilnahme wecken wollten."

Der Campo Santo in Pisa machte den größten Eindruck auf ihn. Er entschloß sich, mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu lesen, was die alten Pisaner zu sagen hatten. Zu jener Zeit betrachteten die Einwohner die Fresken mit größter Gleichgültigkeit und zerstörten sie von Jahr zu Jahr mehr und mehr. Wenn man eine hohe Persönlichkeit begrub, so kratzte man ein Stück der Fresken ab und errichtete eine Marmortafel darüber. Doch das Vorhandene war noch ursprüngliche, keine restaurirte Arbeit. Ruskin erlangte die Erlaubniß, ein Gerüste zu errichten, um diese Meisterwerke christlicher Kunst zu kopiren. Sein Erfolg war größer, als er erwartet hatte. Mit Entzücken entzifferte er Strich um Strich und Linie um Linie das gewaltige Seelendrama des Christenthums, wie es kräftig und ausdrucksvoll auf diesen Mauern dargestellt war: den Sieg des Todes, wie Homer, Virgil und Horaz sich ihn dachten; die Geschichte der von sichtbaren Engeln durch das Leben geleiteten Patriarchen, die das höchste Menschenglück genossen, das möglich war, ehe Christus auf Erden erschien; die Geschichte Hiobs, der dem Gott der Natur voller Zweifel gegenübersteht; das durch die Lehren des Christenthums verklärte Leben der Heiligen; die Wiederkunft Christi, wie er in aller Glorie am jüngsten Tag erscheint;

die Engel des Lebens und des Todes, mit ihren unvergeßlichen und unnachahmlichen Zügen; Könige, Bischöfe, Ritter und Einsiedler, mit dem Ausdruck der Zuversicht auf ihrem Antlitz, daß hienieden ein allgegenwärtiger Gott waltet, und voller Hoffnung auf eine dereinstige Gerechtigkeit, so wie die Künstler sie in der Wirklichkeit sahen; kurzum, ein wahres Bild von dem Körper und Geist der Zeit, Form und Abdruck ihres innersten Wesens; das höchste Ziel der Kunst war hier verwirklicht.

Das Grabmal der Maria del Carretto im Dome zu Lucca nennt er das schönste Marmorwerk frühchristlicher Kunst, seine Linienharmonie die denkbar vollkommenste; gleich beim ersten Anblick nahm er war, „daß es von denselben Gesetzen geschaffen war wie Stromeswelle, Espenzweig und Sternenauf- und niedergang; die Behandlung jedoch war bescheiden und streng, die Gesetze der Natur erschienen im Lichte der Tugend."

Um die Technik der Künste nach Verdienst zu würdigen, machte er es sich zur strengsten Regel mit eigener Hand die betreffende Arbeit selbst zu verrichten, bis er eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte. Wiewohl er nach vielen Richtungen hin eine große Formgewandtheit erlangte, bereitete ihm die Handhabung der Kelle die größte Schwierigkeit. Mit Begeisterung spricht er vom Mauerwerk des 12. Jahrhunderts, welches er

in Lucca sah, das, ohne Mörtel zusammengehalten, so unzerstörbar sei, daß man heute noch, nach sechshundert Jahren, keine Lanze zwischen die Fugen einzwängen könne. Zu erkennen, was sich auf dem großen Gebiet der menschlichen Arbeit als dauerhaft erwiesen hat, dies war sein Ziel. Nicht in Museen, sondern auf dem Boden, wo einstmals Kunst, Religion und menschliches Leben in vollem Einklang gestanden, wo das sittlich Schöne eine geheiligte erhabene Wirklichkeit war, wo alle Klassen sich künstlerisch bethätigten, wo Stadt mit Stadt wetteiferte, um das Leben zu verschönern, wo die Künste das höchste Lebensideal, die innersten Herzens- und Seelenregungen auch dem geringsten Bürger in weihevollen Stunden zu verdeutlichen suchten — dort, sagt Ruskin, habe er in den Sommertagen 1845 die Grundgesetze der Architektur, Skulptur und Malerei erkannt. Er zog von nun an nimmer in Zweifel, was schließlich das unumstößlich Richtige sei; doch giebt er gerne zu, daß er in Bezug auf lokale und persönliche Dinge, deren technische Eigenthümlichkeiten er künftighin noch mehr studierte, zuweilen parteiisch gewesen sein mag.

Jene Zeit, da er an den Ufern des Arno diesen Studien oblag, war die glücklichste seines Lebens. Unermüdlich, mit liebevoller Freude und in süßem Frieden arbeitete er einem unbekannten höheren Ziele entgegen. Die Welt erschien ihm ganz, wie sie sein

sollte: „Berge so hoch, Flüsse so weit, Bilder so schön, wie sie sein müssen, Meister und Menschen so schön, wie sie sein können." Doch erst in Venedig, in der Schule von San Rocco, eröffnete sich ihm die Kunst in ihrer vollen Glorie. Die hohe Begeisterung, welche sie ihm einflößte, die edle Gabe, die er besaß, sie zu würdigen, sein künstlerisches Feingefühl, dazu seine wissenschaftliche Genauigkeit, welche ihn in den Stand setzte, „Giotto zu lieben und von Galileo zu lernen", kräftigte den selbstlosen Entschluß in ihm, nicht durch seine eigene Kunst scheinen zu wollen, sondern sie seinem Volk zu verdolmetschen. Zur Kunst aber rechnet er jegliche menschliche Arbeit, welche mithilft, Sinn und Geist zu veredeln, sittliche Energie zu wecken, Begeisterung anzuregen und die Welt, worin wir leben, schöner zu gestalten.

In seinem nächsten Werk: «The Stones of Venice» — Carlyle nennt es «sermons in stone» — prüft er höchst sachlich und mit bewunderswerther Genauigkeit die Bauten der merkwürdigen Stadt. Er macht sie reden, er stellt durch sie die sittliche Temperatur der jeweiligen Periode her, welche die Bausteine meißelte und zum planvollen Ganzen fügte. Er weist nach, wie sie die edle Sprache der Weisheit, Wahrheit, Würde und Freiheit sprechen, so lange im Volk ein aufrichtiger Glaube lebt, und wie allmählich

die Spuren der Verblendung, der Unwahrheit, des Prunks und der Unfreiheit überhand nehmen, indem der Glaube und mit ihm die häuslichen Tugenden schwinden. Lässigkeit und Genußsucht tritt an Stelle der herrlichen, rein menschlichen Bildung, die einst, Venedigs Größe schuf.

Ruskin, dem Aesthetiker, genügte es nicht, auf wissenschaftliche Weise Thatsachen festzustellen. Ihm war sein Beruf so heilig, wie seinen gottesfürchtigen Ahnen ihr Glaube, der ihr ganzes Leben bestimmte, für den sie leidenschaftlich wirkten und willig Alles hingaben.

Er hoffte seine Landsleute in der Spanne weniger Jahrzehnte zu einem neuen, für die Entwicklung der Künste fördersamen Evangelium der Arbeit vorzubereiten. Nach längerem Aufenthalt in Italien kehrte er nach England zurück. Er arbeitete unaufhörlich, um dort durch Wort und Schrift die Lehren seines neuen Evangeliums zu verbreiten. Er hielt in den größeren Städten Vorlesungen vor einem aus allen Klassen und Ständen bestehenden Publikum: in Gewerbe-, Kunst- und Kadettenschulen; in Vereinen von Künstlern, Arbeitern und Kaufleuten. Sein Name, der durch sein Erstlingswerk «Modern Painters» berühmt geworden war, wie auch seine feurige Beredsamkeit zogen überall eine große Zuhörerschaft an. Auch ertheilte er während zehn Jahren in einer Abendschule für Arbeiter unentgeltlichen Zeichenunterricht. Man betrachtete dies damals in England als einen

höchst sonderlichen Versuch, aus Handwerkern Künstler machen zu wollen. Er erzielte nur in wenigen Fällen Erfolg; doch hat sein selbstloses Beispiel nach vielen Richtungen hin Nachahmer gefunden und sicher dazu beitragen, die Uebel sozialer Ungleichheit ein wenig zu mildern. Aus dem Umgang mit den niederen Klassen gewann er werthvolle Erfahrungen und einen tiefen Einblick in die himmelschreienden wirthschaftlichen Uebelstände der Zeit. Er hätte sorglos, unbekümmert um die Welt seinen künstlerischen Neigungen leben können; doch immerzu, wie er an einen Freund schreibt, hörte er von unten herauf, gleich einem Miserere, den schrecklichen Ruf, der sein Gewissen aufrüttelte, dem menschlichen Elend Hilfe zu leisten. Es war damals die Zeit der Herrschaft des «laissez faire». Er hatte die Kühnheit, die Richtigkeit der demoralisirenden Manchester Doktrinen anzugreifen, obgleich noch die ganze englische Presse und Litteratur — mit Ausnahme Carlyle's — ihnen in einer Art Götzendienst blindlings huldigte. Es geschah in Form von Aufsätzen, welche er (1860) im „Cornhill Magazine“ veröffentlichte und später unter dem Titel „Unto This Last“ [1] erscheinen ließ. Das Büchlein

[1] Der Titel („Diesem Letzten“) hat Bezug auf Math. 20,14, und will sagen, daß auch Fabrikanten und Kaufherrn nach den gleichen Gesetzen der sittlichen Weltordnung arbeiten müssen, wie die Arbeiter, die ihnen vorangingen.

erfreute sich von Jahr zu Jahr einer immer größeren Verbreitung und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Autorität der Manchesterschule zu erschüttern. Dermaßen heftig griff die Presse jener Zeit diese Aufsätze an, daß der Verleger der Zeitschrift (ein Freund Ruskins) sich weigerte, nach dem vierten Aufsatz einen weiteren zu bringen. Carlyle allein erkannte vom ersten Augenblick die Genialität des Angriffs und schrieb an Ruskin die ermutigenden Worte: „Ich las Ihre Artikel mit Wollust, mit Jauchzen und oftmals mit hellem Gelächter und Bravissimo-Rufen! Ein solches Ding, plötzlich an einem Tag in eine halbe Million vernagelter britischer Hirnkasten hineingeschleudert, wird viel Gutes thun. Ich bewundere an vielen Stellen die luchsäugige Schärfe Ihrer Logik, die glühende Beißzange, mit der Sie gewisse geschwollene Backen und aufgeblasene Wänste anpacken. Verharren Sie die nächsten sieben Jahre bei dieser Arbeit, und erzielen Sie dabei einen gleichen Erfolg wie in der Malerei. Inzwischen freut es mich, daß ich mich von nun an in einer Minorität von zwei Stimmen befinde."

Ruskin arbeitete von nun ab nach dieser Richtung hin zeitlebens, trotz seiner vielseitigen künstlerischen Thätigkeit. Welche seltsame Erscheinung: Aesthetiker und Nationaloekonom! Dennoch nichts natürlicher, wenn man sich Mühe giebt, seinem Gedankengang zu folgen.

Die Belehrung über das Kunstschöne umfaßt, da die Künste alle menschlichen Fähigkeiten, geistige wie körperliche in sich schließen, die Belehrung über sämmtliche andere Dinge. Durch den Zufall günstiger Verhältnisse traf es sich, daß in der Geschichte der Menschheit die Künste zu gewissen Perioden blühten. Ruskin's Studien hatten ihn überzeugt, daß dieses wünschenswerthe Ziel von Völkern erreicht ward, welche ein zufriedenes Leben führten, in reiner Luft, fern vom Anblick häßlicher Dinge und frei vom Zwange mechanischer Arbeiten lebten. Er ist sich dessen bewußt, daß *die zur Entwickelung der Künste nothwendigen Bedingungen gleichzeitig die besten sind, Leib und Seele der Menschheit auf die höchste erreichbare Stufe der Ausbildung zu bringen.* Diese Bedingungen herausfinden, ihnen folgen, sich ihnen dienstpflichtig machen, gilt ihm als die Grundlage jeglicher Religion. „Wir müssen uns entschließen, gute, durch und durch ehrenhafte Arbeit zu schaffen, gleichgültig ob wir erwarten, jemals Engel zu werden, oder glauben, jemals Protoplasmen gewesen zu sein. Wir sind jetzt menschliche Wesen und müssen auf unsere Gefahr hin menschliche — d. h. echte, ehrliche und gediegene — Arbeit schaffen.“ —

Religion gedeiht für Ruskin, wie auch für Lagarde, dort, wo reale Einwirkungen, welche durch die mensch-

liche Arbeitsweise entstehen, den Menschen zu Gedanken und Handlungen anregen, welche er ohne diese Einwirkungen nicht gedacht und nicht gethan hätte. Vor allem muß die Gesammtthätigkeit der menschlichen Gesellschaft in einer rechtmäßig von der Gottheit bestimmten realen Beziehung zu den wirklichen Mächten der Natur stehen. Keine Kunst der Menschen ist möglich, ohne daß er die ursprünglichen Kunstschätze Gottes — Flur, Blume, See und Himmel — vor Augen hat. Wie das Christenthum die Menschheit hob, indem es den individuellen Werth jeder Seele anerkannte, so hat die individuelle Fähigkeit jeder Hand ein Grundrecht, sich heilsam bethätigen zu dürfen. Feld und Werkstätte müssen mithelfen, die höheren Antriebe des Gemüths, die Gefühle der Ehrfurcht, der Bewunderung und Liebe — diese Nährquellen alles religiösen Lebens und künstlerischen Schaffens — zu erschließen, um uns die Bedeutung der Worte: Schönheit, Ehrerbietung, Freude und Gottesgläubigkeit zu lehren; Worte, die im Katechismus der modernen Nationalökonomie fehlen".

„Die Kunst eines gesammten Volkes sowohl als die eines einzelnen Menschen", sagt Ruskin, „ist das Ergebniß eines vorhergehenden, strenggeregelten Lebens; ein Ergebniß, das eintreten mußte, wo das Leben ein sittliches war, welches unmöglich eintreten

kann, wo das Leben ein unedles ist. Die Kunst bei einem gesunden, glücklichen Volk, dessen Genüsse lauter, dessen Thaten tapfer und dessen Sympathien großherzig sind, erhebt sich nach innen und außen wie ein hochsprudelnder Springquell mit herrlichen Wasserstrahlen. Wenn jedoch das Quellwasser des Volkslebens getrübt und sein Lauf unlauter wird, so erlangt man keine hellschimmernden Wasserstrahlen vermittelst mathematischer Abhandlungen über ihre Formation".

Ruskin trat seine Oxforder Professur im Jahre 1870 an. Kein Hörsaal war groß genug, um seine Zuhörer zu fassen. Er zog sie an durch die tiefinnige Liebe und den heiligen prophetischen Ernst, womit er seinen Gegenstand behandelte. Er wollte keine Künstler erziehen, sondern vorzugsweise Geister schulen, welche Natur und Leben nicht wissenschaftlich analytisch, sondern um ihres äußeren Ausdrucks und Gewandes willen betrachten sollten. Auch hoffte er eine Schaar verständiger Kunstfreunde und Kritiker heranzubilden, welche auf ihre Weise wiederum die Künste fördern würden. Selbst auf dem Katheder blieb er nicht auf den streng akademischen Geleisen seines Berufes, sondern durchtränkte seine Aesthetik mit seinen national-ökonomischen Lehren. —

Um dieselbe Zeit begann Ruskin Briefe an die

Arbeiter Englands zu veröffentlichen; es sind 96 Briefe, betitelt: «Fors Clavigera».[1]

Die Tendenz dieser Episteln kennzeichnet insbesondere der fünfte Brief.[2] — Bei seinem Erscheinen richtete Carlyle folgenden Brief an den Verfasser: „Dieser fünfte Fors Clavigera-Brief, den ich eben las, ist unvergleichlich, so zu sagen ein heiliger Trost für mich, der mich fast weinen macht! Jegliches Wort darin ist mir nicht nur aus dem Herzen, sondern ist vom ewigen Himmel herab gesprochen, es sind mit empyräischer Weisheit geflügelte Worte, welche wie Blitze einschlagen, und die gehört zu haben ich mich wahrlich nicht entsinne. Fahren Sie fort, solange solche Gedanken in Ihrer Seele auftauchen, ihnen Ausdruck zu geben. Sie werden in menschlichen Herzen Eingang finden, Sie werden sich hineinzwängen, wie groß immer der „Einfallswinkel" sein mag „d. h., was wir „sogenannte Menschen" durch entwürdigte und entmenschlichte Tölpelhaftigkeit zumeist jetzt geworden sind, das greifen Sie an, von oben, von unten, von rechts und von links".

Ruskin blieb jedem politischen Parteigetriebe fern.

---

1 Der Titel hat einen tiefgehenden Sinn: Fors, Wurzel der englischen Worte: Force, Fortitude und Fortune (Gewalt, Seelenstärke und Glück) trägt Clava, die Keule (That) oder den Schlüssel (Ausdauer).

2 Man findet ihn im weiten Theil dieses Bändchens.

Die bestehende Ordnung der Dinge erachtet er als eine von Grund auf falsche und glaubt nicht, daß sie durch Parlamentsakte gebessert werden könne. Er rechnet auf die selbstlose Arbeit thatkräftiger Individuen. Sie allein, wie die Weltgeschichte lehrt, vermochten antisoziale Leidenschaften zu bändigen und chaotische Verhältnisse zu ordnen. Seine Lehren unterscheiden sich in dieser Hinsicht wesentlich von denen der modernen Sozialdemokratie, so sozialistisch sie auch zuweilen scheinen. Vor allem, und das ist der Grundgedanke des Ruskinschen Evangeliums der Arbeit — muß die Arbeitstheilung, welche der Dampf auf dem Felde und in der Werkstätte schuf, durch eine friedliche, freiwillige Gegenbewegung gehemmt werden.

Als Adam Smith in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1776) sein bedeutendes Werk: „Ueber Natur und Ursachen des Wohlstandes der Völker" schrieb, stellte er sich die Grenzen der Arbeitstheilung naturgemäß als eine beschränkte vor. Er zog seine Schlußfolgerungen aus einer Lage der Dinge, wie sie seit Jahrtausenden bestanden hatte und anscheinend unter wesentlich gleichen Bedingungen weiter bestehen werde. Er beschreibt die Arbeitstheilung als abhängig von der Ausdehnung des Marktes, und den großen Handel jeder zivilisirten Gesellschaft nennt er den Waarenaustausch, der innerhalb der Grenzen des eigenen Landes, zwischen Stadt und Land, Industrie

und Ackerbau, vor sich geht. Die kühnste Fantasie konnte sich keine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse ausdenken, welche eine Arbeitstheilung ermöglicht, wonach sich große Länder in Industriegebiete umwandeln, die von den Antipoden her ernährt werden müssen. Noch Adam Smith schien es ganz natürlich, daß die meisten Menschen lieber ihre Kapitalien der Verbesserung des Landes als der Industrie oder dem Handel mit fremden Ländern zuwenden, und „daß die Schönheit des Landes, nebst den Genüssen und der Gemüthsruhe, welche es verspricht und der Unabhängigkeit welche es gewährt, Reize bieten, die fast Jedermann anziehen." Für diese primitive Beschäftigung, „die Hauptbestimmung des Menschen", (Kap. III. Buch I.), bewahrte er eine Vorliebe, und er weist beispielsweise auf die Gewerbetreibenden der damals noch wenig angebauten Kolonien Nordamerikas hin, wie sie sich trotz der hohen Löhne, die sie ernten, sobald sie genügende Ersparnisse haben, Land kaufen, weil sie empfinden, daß der Gewerbetreibende Diener seines Kunden ist, daß hingegen ein Pflanzer, der sein eigenes Land baut und der Arbeit seiner Familie den Lebensunterhalt verdankt, ein wirklich freier, von der ganzen Welt unabhängiger Mann ist. —

Der in wirthschaftlichen Dingen scharfsehende Schotte konnte sich keine Arbeitstheilung vorstellen, welche sich durch Einführung der Dampfkraft über alle Länder

der Erde erstrecken und in ihren Folgen unabsehbar sein würde. Noch sind nicht mehr als sechs Jahrzehnte verflossen, seit der Dampf Achse und Segel zu verdrängen begann, und Millionen und Abermillionen Menschen, ganze Völker müssen mit Sitten und Gebräuchen und den Lebensgewohnheiten einer tausendjährigen Kultur brechen, die sich für Leib und Seele als heilsam erwiesen haben, müssen nach der Diktatur des Weltmarktes eine neue Arbeitsweise aufnehmen. Absolute Monarchen und freie Parlamente sind machtlos gegenüber diesem unsichtbaren Herrscher. Seine ungeschriebenen Edikte sind wie die des Fatums — unabwendbar, unumstößlich. Alles was die Gesetzgebung zu thun vermag, ist, daß sie durch Palliativmittel den Schmerz krankhafter Symptome zu mildern sucht. Die Weltklugen, die überall in der Mehrheit sind, behaupten, daß es unmöglich sei, sich dem natürlichen Lauf der Dinge zu widersetzen, und etwa ebenso unsinnig, als wollten Menschen versuchen, ihre Lebensfäden aus den Händen der Parzen zu reißen, um sie selber zu spinnen. Kurzum, diese Diktatur der Arbeitstheilung, die sich noch immer weiter entwickelt, entwurzelt allenthalben Einrichtungen, die den Stürmen von Jahrhunderten trotzten. Durch diesen Schwerdruck der Verhältnisse, über die keine sittliche Macht einen Einfluß hat, entstehen neue Lebensbedingungen, deren unheilsame Wirkungen für Leib und Seele des Menschen

sich überall fühlbar machen. Ja sie drohen den ganzen Charakter der Menschheit von Grund auf umzugestalten, jede Möglichkeit wahren Friedens, künstlerischen Schaffens und wahrhaften Glückes zu zerstören.

Von diesem Standpunkte ging Ruskin aus, als er «Fors Clavigera» schrieb. Er hoffte, daß sich eine Anzahl Männer und Frauen finden würden, welche bereit wären, dem raffinirten Wettstreit um irdischen Erfolg zu entsagen, Menschen, die berufen wären, ein Beispiel besserer Dinge zu zeigen, indem sie ein heilsames Landleben führen, und solche Arbeiten fördern, die nicht von krasser Habsucht, sondern von dem edlen Ideal geleitet werden, „recht viele breitbrüstige, helläugige und glückselige Menschen aufzubringen".

Eine solche Utopie mag, um Carlyles Bild zu gebrauchen, nicht mit dem „Einfallswinkel" des Bestehenden zusammenfallen, und dennoch dürfte es das größte Verdienst sein, sie unter jetzigen Verhältnissen zu erstreben. Freilich verhöhnen die welterfahrenen Schriftgelehrten der modernen Wirthschaftslehre die „Ruskin'sche Sentimentalität". Dennoch hat er Großes geleistet und fruchtbar nach drei Richtungen hin gewirkt: aesthetisch, moralisch und sozial. Er hat den Kunstgeschmack seiner Landsleute unendlich veredelt, hat sie gelehrt, daß Aufrichtigkeit allein auf dem Gebiete der Arbeit die Pforten der Kunst erschließt, daß der Künstler sich schwer zu befolgenden Gesetzen fügen

muß, um uns heilsamen Genuß zu bereiten; d. h., er muß uns lieben lehren, was wir lieben sollen. Es gibt Werkstätten, wie die des Dichters Morris und Anderer, wo nach Ruskins Ideal nur solche Arbeiten gethan werden, welche einen veredelnden Einfluß auf die Arbeiter ausüben; Werkstätten, wo Künstler als Handwerker schaffen, um aus Handwerkern Künstler zu werden. —

Ruskin's Schriften sind in der Litteratur der englisch sprechenden Welt ein sittlicher Faktor geworden. Einer seiner begeisterten Jünger hat ausgerechnet, daß die Verbreitung seiner Werke (ohne Pamphlete und Broschüren) sich bis zum Jahre 1892 auf ungefähr 300 000 gebundene Bücher belief; zum Theil sehr kostspielige Ausgaben.[1] Es giebt in vielen Städten Englands Ruskin-Gesellschaften und eine besondere Zeitschrift, welche das Studium seiner Werke, insbesonders in Bezug auf soziale Fragen, zu fördern sucht.

Er gründete in einem idyllischen Park in der Nähe Sheffield's aus seinen zahlreichen und werthvollen Kunstschätzen ein von Studenten und Arbeitern vielbesuchtes Museum. Es enthält höchst seltene Manuskripte, Bücher, Gemälde, Münzen, Mineralien u.s.w. Es unterscheidet sich von andern Museen durch seine künstlerisch übersichtliche Eintheilung. Nur ein ein-

---

[1] Die ersten Ausgaben der „Modern Painters" erreichten beim Wiederverkauf oftmals Preise von £ 30 bis £ 50.—

ziges Exemplar je einer Gattung, das vollkommenste seiner Art, ist ausgestellt, um den Beschauer nicht zu verwirren.

Es giebt eine Anzahl philanthropischer Vereine, die ihr humanes Wirken hauptsächlich auf Ruskin'sche Anregungen zurückführen; Schulen, welche, um den Schönheitssinn zu wecken, in vielen Dingen nach seinen Plänen geleitet werden; Familien, wo er gewissermaßen für Handel und Wandel ein sittlicher Wegweiser geworden; Fabriken, in denen die Arbeitgeber wie er es erstrebte den jährlichen Verdienst nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit vertheilen.[1]

Dies Alles sind unbedeutende winzige Anfänge. Wo jedoch hat eine neue Sittlichkeitslehre, welche die selbstlosen Tugenden einer höheren Menschlichkeit erstrebt, sich im Laufe von wenigen Jahrzehnten Bahn gebrochen? Es genügt, wenn ein sittliches Genie wie Ruskin uns die sittliche Höhe einer späteren Zeit

[1] Es ist merkwürdig, wie tief die aesthetischen Bestrebungen Ruskin's in das Volk eingedrungen sind und wie die Arbeiter zu ihm als einem verläßlichen Führer aufblicken. Dies beweist am besten ein sozialistisches Büchlein, ein Unikum insofern, als 260 Druckseiten 1 Penny kosten, es ist betitelt: «Merrie England». Mehr als eine Million Exemplare wurden davon verkauft. Der Autor, Robert Blatchford, einstmals selber ein Arbeiter, der für Arbeiter schreibt, bringt nicht nur viele Anführungen aus Ruskin's Schriften, sondern verwerthet auch dessen Aesthetik, um dem sozialistischen Zukunftsstaat einen schönen Glanz zu verleihen.

ahnen läßt und durch sein edles Vorbild eine höhere Vorstellung des Lebens in uns weckt. Er hat den Keim höherer Antriebe in abertausend Herzen gelegt, „Fäden in das Leben vieler Menschen geschlungen". Sittlicher Fortschritt kann nur auf diesem langsamen Weg, durch individuelles Streben — keineswegs durch die plumpen Werkzeuge der Politik errungen werden.

Ruskin ist nun ein Greis von 77 Jahren. Erst seit wenigen Jahren verbietet ihm seine Gesundheit jede geistige Arbeit. Er wohnt, nachdem er seine Lebensaufgabe gewissenhaft erfüllt hat, in ländlicher Zurückgezogenheit in einem schlichten Landhaus am Conistersee, im Bergland Nord-Lancashire's. Das enorme väterliche Vermögen, das er ererbte, hat er gänzlich für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke ausgegeben und er lebt jetzt von dem Erlös der eigenen Lebensarbeit. Der Verkauf seiner Bücher soll ihm in den letzten zehn Jahren durchschnittlich nicht weniger als 3000 bis 4000 Pfund jährlich eingetragen haben; doch auch damit gewährt er einer großen Anzahl Bedürftiger, insbesonders alten Dienern, Pensionen. Er selbst führt ein höchst schlichtes und bescheidenes Leben.[1]

---

[1] Eine ästhetische Clique Londons, welche Bilder seiner Häuslichkeit gesehen hatte, fragte ihn, weßhalb in seinen Zimmern keine Farben- und Formenharmonie zwischen Wänden und Möbel bestehe. Seine Antwort lautete: „Mein tägliches Glück ist ganz und gar vom Sinnenreiz der Formen und Farben

Die stets wachsende Verbreitung seiner Werke ist um so bemerkenswerther, als er seine Zeitgenossen niemals schonte, der Presse niemals huldigte; so sagt z. B. er in «Fors Clavigera»: „Der Verfall unserer Zeit liegt darin, daß Geldgier und ein übersättigender Luxus, den der Gemeine nur auf unehrliche Weise erringen kann, alle Menschen nach und nach stumpfsinnig macht, so daß man edlere Gefühle nicht nur für unglaubwürdig hält, sondern daß selbst eine Vorstellung davon dem verkommenen Geiste lächerlich dünkt. Nehme ich mein armseliges eigenes Leben zum Beispiel, so zeigt sich: Weil ich statt eines Glücksjägers ein Spender von Almosen war; weil ich für die Ehre Anderer, nicht für die meine arbeitete und vorzog, statt die Arbeit meiner eigenen Hände auszustellen, die Aufmerksamkeit der Welt auf Turner und Luino zu lenken; weil ich meine Miethen er-

---

unabhängig. Wenn ich seiner bedarf, dann hole ich sie mir entweder vom Himmel oder den Feldern, nicht von den Wänden, welche meinetwegen weißgetüncht sein dürfen. Das geringste jedoch, was die wechselwirkende Gefühls-Harmonie in einer Landschaft stört, zerstört sie gänzlich für mich. Von meinem Speisezimmer aus erquickt und beglückt mich der untere Theil des Conister-See's, nicht weil er sonderlich schön, sondern weil er ganz und gar pastoral und rein ist. Wenn über den grünen Hügelrücken sich der schwarze Punkt eines Fabrikschornsteins der Barrow'schen Erzgießerei zeigte, dann wäre meine Freude an der Aussicht verdorben; ich würde nicht mehr hinschauen." —

mäßigte und die Bequemlichkeit meiner Miether förderte, statt ihnen möglichst viel Geld abzupressen; weil ich einen Spaziergang im Walde einer Straße Londons vorziehe; lieber den Flug einer Möve beobachte, als daß ich sie schieße; lieber eine Wachtel singen höre, als daß ich sie esse; schließlich, weil ich gegen alle Frauen, selbst gegen die undankbaren, schlechten, ehrerbietig und gut war; darum schütteln die Söldlinge der englischen Litteratur und Kunst ihre Köpfe über mich, und der arme Kerl, der die schmutzigen Lappen seiner Seele tagtäglich für eine Flasche sauren Weins und eine Cigarre verkauft, spöttelt über die „verweichlichende Sentimentalität Ruskins".

Wenn man von einer gewissen Richtung der Litteratur des Viktorianischen Zeitalters spricht, nennt man häufig die Namen Carlyle und Ruskin beisammen. Man gestatte daher dem Uebersetzer, mit wenigen Worten die charakteristischen Ziele der beiden Freunde hervorzuheben, welche Beide dasselbe Evangelium: «Work is worship» (Arbeit ist Gebet) predigten. Carlyle, ein Abkömmling unbeugsamer Rundköpfe, liest aus dem Gange der Weltgeschichte einen düsteren Sinn heraus, als könnte sich die Menschheit vom Fluch der Erbsünde, daran seine Ahnen glaubten, niemals befreien. Er weist mit Vorliebe hin auf die furchtbaren Folgen, die aus versäumter Pflicht und unehrlicher Arbeit entstehen. Er schildert niemals

Glück und Freude, welche die Pflichterfüllung gewährt, niemals den süßen Lohn, welchen der Tüchtige bei der Arbeit empfindet. Er zweifelt an der Möglichkeit menschlichen Glücks. Selbst das Leben der Götter dünkt ihm voll erhabener Schwermuth: „ein niemals endender Kampf gegen niemals endende Arbeit.“ — Er verhöhnt es als eine klägliche Anmaßung seiner Zeit, daß sie einen so lauten Anspruch auf Glück erhebt. Er meint, daß es für den Menschen nur eine edle Krone giebt — „die Dornenkrone“ (Past and Present). Im besten Fall stellt er sich den Menschen als einen unter richtiger Leitung „marschirenden Soldaten vor, der aus Nothwendigkeit gegen Unfruchtbarkeit, Sümpfe, Unkraut, Urwälder, ungehechelte Baumwolle und gegen die Hirngespinnste seiner armen Zeitgenossen kämpft.“ — Seine Helden sind Männer mit unerschütterlich ernsten Gesinnungen: der Abt von Sankt Edmund, Cromwell, Friedrich der Große, Helden, die einen dürftigen Nothstaat zimmern, worin die Freude des Daseins nur ein kümmerliches Obdach findet. Wo er höher entwickelte gesellschaftliche Zustände beschreibt, thut er es, um Lebensgenuß und Freude als die Verbündeten des Teufels zu kennzeichnen, die den Verfall solcher Gesellschaften beschleunigen.

Auch Ruskin ist der Sohn strenggläubiger Schotten, doch geht sein Stammbaum auf Jakobitische Kavaliere zurück, die im Gegensatz zur düsteren Weltanschauung

der Puritaner einer heiteren Lebensführung huldigten. Er glaubte an die Möglichkeit einer glückerfüllten Wirklichkeit. Den Menschen stellt er sich als richtig geschult vor, wenn ihm seine Arbeit Freude einflößt, wenn er aus innerer Herzenslust Dinge schafft, welche mithelfen, das Dasein schöner zu gestalten.

„Auf unserm Lebensweg", sagt er, „haben wir die Wahl, je nach der Arbeit, die wir thun, die Stimmen der Natur alle in einen Gesang der Freude umzugestalten und alle leblosen Dinge zu einem heitern Verbande zu vereinen, darin das Geringste durch die freundliche Botschaft, die es kündet, schön wird."

Carlyle verlangt ehrliche Arbeit aus Furcht vor Gott, Ruskin schöne Arbeit aus Liebe zu Gott.

London, April 1896.

Der Uebersetzer.

Wirthschaft.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Land und Meer, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Alex. v. Humboldt.
(Ansichten der Natur II, S. 27.)

I.

Die Wurzeln der Ehre.[1]

Das moderne Trugbild.

Unter allen Verirrungen, die zu verschiedenen Zeiten das Gemüth großer Volksmassen ergriffen haben, ist vielleicht die seltsamste, sicherlich aber die entehrendste, die sogenannte Wissenschaft der National-Oekonomie, die auf der Idee beruht, es ließen sich nützliche Gesetze der sozialen Wirksamkeit aufstellen, ohne den Einfluß sozialer Sympathie-Gefühle zu berücksichtigen.

[1] Kapitel I—IV bilden unter Hinweglassung einiger unwesentlichen Stellen und der Fußnoten «Unto this last».

Natürlich liegt der National-Oekonomie wie vordem der Alchemie, Astrologie, dem Zauberwesen und ähnlichen Formen volksthümlichen Aberglaubens ein verlockender Gedanke zu Grunde. „Die sozialen Sympathie-Gefühle“, sagt der National-Oekonom, „sind zufällige und störende Elemente in der menschlichen Natur, Habsucht und Fortschrittsdrang hingegen wirken stetig. Scheiden wir also die veränderlichen Elemente aus, und betrachten wir den Menschen blos als eine von der Habgier getriebene Maschine, um die Gesetze des Ein- und Verkaufs zu finden, durch welche die größte Anhäufung des Reichthums zu erreichen ist. Sind diese Gesetze einmal festgestellt, so steht es jedem Einzelwesen frei, von dem störenden Element der Sympathie-Gefühle so viel er Lust hat in die Rechnung einzuführen und die Abweichung derselben durch die veränderten Bedingungen sich klar zumachen.“

Dies wäre ein vollkommen vernunftgemäßes und nützliches analytisches Verfahren, wenn die später einzuführenden zufälligen Elemente von gleicher Natur wären wie die zuerst geprüften Triebkräfte. Angenommen, ein in Bewegung befindlicher Körper wird von konstanten und nicht konstanten Kräften im Gange erhalten, so ist gewöhnlich der einfachste Weg, seine Bahn zu bestimmen, der, erst die konstanten Bedingungen der Bewegung und alsdann die Ursachen der Abweichung in Betracht zu ziehen. Aber die störenden

Elemente im sozialen Problem sind nicht von der gleichen Natur wie die konstanten; sie verändern das Wesen des Untersuchungsgegenstandes, sie wirken nicht mathematisch, sondern chemisch, indem sie Eigenschaften einführen, wodurch all unser vorheriges Wissen nutzlos wird. Wir haben gelehrte Versuche mit reinem Stickstoff gemacht und uns überzeugt, daß es ein leicht zu behandelndes Gas ist; aber sieh! das Ding, womit wir es thatsächlich zu thun haben, ist sein Chlorid, und es sprengt uns sammt unserm Apparat in dem Augenblick durch die Decke, wo wir es nach unsern feststehenden Grundsätzen berühren.

Man beachte, daß ich die Schlußfolgerungen der Wissenschaft weder beanstande noch bezweifle, wenn man ihre Voraussetzungen bejaht. Ich nehme ebenso wenig Antheil an ihr, wie ich einer Wissenschaft der Gymnastik entgegenbringen würde, welche von der Voraussetzung ausginge, daß Menschen keine Skelette hätten. Man könnte danach zeigen, es sei angebracht die Schüler zu Kügelchen aufzurollen, diese zu Kuchen flach zu schlagen oder zu Kabeltauen auszuziehen, wie daß das Wiedereinsetzen des Skeletts nach diesen Verrichtungen mit etlichen Unbequemlichkeiten für ihren Körperbau verknüpft sein würde. Die Beweisführungen könnten bewundernswerth, die Schlußfolgerungen wahr, die Wissenschaft aber würde mangelhaft n u r in ihrer Anwendbarkeit sein. Die moderne

National-Oekonomie ruht genau auf derselben Grundlage. Sie nimmt an, nicht daß der Mensch kein Skelett hat, sondern daß er ganz Skelett ist und baut eine verknöcherte Fortschrittstheorie auf diese Abläugnung der Seele; und nachdem sie Alles gemacht hat, was man aus Knochen machen kann, und eine Anzahl interessanter geometrischer Figuren aus Totenköpfen und Gerippen hergestellt hat, beweist sie einleuchtend, wie störend es ist, daß hinter dieser Stoffmasse wieder eine Seele zum Vorschein kommt. Ich läugne nicht die Wahrheit dieser Theorie, allein ich läugne ihre Anwendbarkeit auf die Welt in ihrem gegenwärtigen Zustand.

Diese Unanwendbarkeit ist während der durch die letzten Strikes unserer Arbeiter hervorgerufenen Verlegenheiten mit merkwürdiger Klarheit ans Licht getreten. Hier liegt, greifbar und bestimmt, einer der einfachsten Fälle des Ur- und Grundproblems der National-Oekonomie vor: das Verhältniß zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber; und gegenüber einer schweren Erschütterung, wo Tausende von Menschenleben und gewaltige Gütermassen auf dem Spiel stehen, sind die National-Oekonomen hilflos — thatsächlich stumm; sie sind unfähig, eine Lösung der Schwierigkeiten vorzuschlagen, welche vermöchte die streitenden Parteien zu überzeugen oder zu beruhigen. Mit großem Eigensinn betrachten die Arbeitgeber die

Sache von der einen Seite, mit nicht weniger Eigensinn betrachten die Arbeiter sie von der andern; und keine nationalökonomische Wissenschaft vermag sie auf einen Punkt zusammenzuführen.

Was Menschen zu Menschen gesellt.

Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß Menschen durch „Wissenschaft" irgend welcher Art jemals in Einklang gebracht werden könnten. Ein Wortführer nach dem anderen versucht vergeblich nachzuweisen, daß die Interessen der Arbeiter im Gegensatz zu denen ihrer Leute stehen, oder nicht stehen: es scheint keinem der Redner jemals in den Sinn zu kommen, daß sich die Menschen nicht durchweg oder immer feindlich gegenüber stehen müssen, weil ihre Interessen es thun. Ist nur eine Kruste Brod im Haus, während Mutter und Kind verhungern, so sind ihre Interessen nicht dieselben; wenn die Mutter sie ißt, so geht sie den Kindern ab; wenn die Kinder sie essen, so muß die Mutter an die Arbeit gehen. Dennoch folgt daraus nicht nothwendigerweise, daß sie feindlich einander gegenüberstehen, daß sie um die Kruste Brod kämpfen werden und die Mutter als die Stärkere sie erbeuten und essen wird. Auch läßt sich in keinem anderen Falle, wie beschaffen die Beziehungen zwischen den Menschen sein mögen, mit Gewißheit annehmen, daß

weil ihre Interessen verschiedenartige sind, sie einander als Feinde betrachten und List und Gewalt aufwenden müssen, um sich den Vortheil zu sichern. Selbst wenn dem so wäre, und es ebenso richtig wie bequem wäre, sich die Menschen als von denselben Trieben beherrscht vorzustellen wie die Ratten und Schweine, so bleiben die logischen Bedingungen der Frage dennoch unbestimmbar. Es kann allgemein niemals bewiesen werden, daß die Interessen des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers die gleichen oder die entgegengesetzten seien; denn je nach Umständen ist beides möglich. Es liegt thatsächlich stets im Interesse Beider, daß die Arbeit gründlich gethan und ein gerechter Preis dafür gezahlt werde; doch bei der Gewinnvertheilung mag der Vortheil des Einen der Nachtheil des Anderen sein. Es liegt weder im Interesse des Arbeitgebers, so niedrige Löhne zu zahlen, daß die Leute entmuthigt und krank werden, noch in dem des Arbeiters, so hohe Löhne zu beziehen, daß der geringe Nutzen, der dem Unternehmer bleibt, ihn verhindert, sein Geschäft zu vergrößern, oder es auf gesunder und liberaler Basis weiterzuführen. Ein Heizer sollte nicht auf hoher Löhnung bestehen, wenn die Gesellschaft zu arm ist, die Räder der Maschine gut in Stand zu halten.

Und die Verschiedenheit der Umstände, welche diese gegenseitigen Beziehungen beeinflussen, sind so zahllos,

daß der Versuch vergeblich sein würde, Regeln für das Handeln aus Nützlichkeitserwägungen abzuleiten. Und er muß vergeblich bleiben; denn die menschlichen Handlungen sollen nach dem Willen des Schöpfers nicht nach den Erwägungen der Nützlichkeit, sondern von denen der Gerechtigkeit geleitet werden. Er hat darum alle Versuche, zu bestimmen, was nützlich ist, zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Kein Mensch hat jemals gewußt oder wird wissen, welche Folgen für ihn oder Andere eine bestimmte Handlungsweise haben wird. Aber Jeder von uns kann wissen, und die Meisten von uns wissen, was eine gerechte und was eine ungerechte Handlung ist. Und wir Alle sollten wissen, daß die Folgen gerechter Handlungen zu guter Letzt die möglichst besten sowohl für andere als für uns selber sein werden, wiewohl wir weder sagen können, was das Beste ist, noch wie es voraussichtlich in die Erscheinung treten wird.

Wenn ich von Erwägungen der Gerechtigkeit spreche, so verstehe ich darunter eine Gerechtigkeit, welche die Liebe einschließt, diejenige wie ein Mensch sie dem anderen schuldet. Darauf beruhen alle gesunden Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und daran hängen die höchsten Interessen.

Die beste Verdeutlichung für die Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gewährt die Stellung des häuslichen Dienstpersonals. Nehmen wir an, der

Herr eines Haushalts sei einzig vom Wunsche beseelt, aus seinem Dienstpersonal nach Maaßgabe bedungenen Lohns soviel Arbeit als möglich herauszupressen. Er gönnt ihnen keinen Augenblick Ruhe, beköstigt sie so erbärmlich und behaust sie so schlecht, als sie sich es nur immer gefallen lassen, und schraubt in allen Dingen seine Anforderungen bis zum äußersten Punkt hinauf, über den er nicht hinausgehen kann, ohne seine Dienstboten fortzutreiben. Indem er dies thut, verstößt er seinerseits keineswegs gegen das, was man gewöhnlich unter „Gerechtigkeit" versteht. Er macht mit dem Dienstboten einen Vertrag, kraft dessen ihm dessen ganze Zeit und Leistungsfähigkeit verfällt und nimmt sie auch in Anspruch. Die Grenze rücksichtsloser Ausnützung desselben wird ihm durch die Praxis benachbarter Arbeitgeber bestimmt; das heißt, durch den üblichen Lohnsatz für häusliche Arbeit. Kann der Dienstbote eine bessere Stelle bekommen, so steht es ihm frei, sie anzunehmen; der Dienstherr bestimmt den wirklichen Marktwerth der Arbeit nur, insofern er auf so viel Arbeit besteht, als er zahlt. Dies ist, nach den Gelehrten der Wissenschaft, die politisch-ökonomische Anschauung des Falls. Sie behaupten, daß man nach diesem Verfahren das höchste Durchschnittsmaaß der Arbeit erhalte, daß für das Gemeinwesen der größte Vortheil daraus erwachse und, umgekehrt, durch das Gemeinwesen dem Arbeiter selber.

Die unbekannte Größe.

In Wahrheit verhält es sich jedoch nicht so. All' das wäre richtig, wenn der Arbeiter eine Maschine wäre, die von Dampf, Elektrizität, Schwerkraft oder irgend einer andern berechenbaren Naturkraft getrieben würde. Aber da er eine Maschine ist, die von der Kraft der Seele getrieben wird, so tritt diese Kraft ganz eigener Art als unbekannte Größe in alle Gleichungen des National-Oekonomen ein und fälscht, ohne sein Wissen, alle seine Berechnungen. Den größten Theil ihrer Arbeit pflegt diese sonderbare Maschine nicht gegen Bezahlung oder mittelst Druckes oder irgend eines durch Schaufeln hineingeschütteten Brennstoffs zu verrichten, vielmehr geschieht das, indem die Triebkraft, das heißt, der Wille oder der Geist des Geschöpfes, durch die ihm zugeführte Feuerung, durch das Sympathie-Gefühl nämlich, zur höchsten Kraftentfaltung gebracht wird.

Es mag freilich vorkommen und kommt in der That häufig vor, daß unter einem der umsichtigen und energischen Arbeitgeber durch mechanischen, von einem starken Willen erzeugten und klug vertheilten Druck eine beträchtliche Menge materieller Arbeit geleistet wird; auch mag es vorkommen und kommt in der That häufig vor, daß unter einem trägen, schwachen, wenn auch gutmüthigen Arbeitgeber sehr wenig und sehr schlechte Arbeit von der ziellosen Kraft des sklavisch

dienstbaren Arbeiters gethan wird. Aber das allge- meine Weltgesetz ist dies: daß unter der Voraussetzung einer bestimmten Menge Kraft und Vernunft, über welche Arbeiter verfügen, der größte materielle Erfolg nicht durch Feindseligkeiten zwischen ihnen, sondern durch Liebe unter ihnen erreicht wird; und daß, wenn der Arbeitgeber erstrebt, anstatt aus dem Arbeiter möglichst viel Arbeit herauszupressen, die ihm zuge- wiesene und nothwendige Arbeit wohlthätig für ihn selber zu machen und seine Interessen nach Recht und Billigkeit zu fördern, der endgültige Betrag der von einem so versorgten Menschen geleisteten Arbeit oder sonstwie geleisteten Dienstes der denkbar höchste sein wird. Man beachte: ich sage, „oder sonstwie geleisteten Dienstes“; denn die Arbeit eines Arbeiters ist nicht nothwendigerweise oder immer das Beste, was er seinem Herrn geben kann, sondern das Gute aller Art, sei es: materielle Dienstleistung zum Schutze der Interessen oder des guten Namens seines Herrn, oder freudige Bereitwilligkeit, ihm bei unerwarteten Schwierig- keiten beizustehen. Auch ist dies darum nicht weniger wahr, weil Nachsicht häufig mißbraucht und Güte mit Un- dank gelohnt wird. Denn der Arbeiter, der bei guter Behandlung undankbar ist, wird bei schlechter Behand- lung rachsüchtig; und der Mensch, der gegen einen menschenfreundlichen Herrn unehrlich ist, wird einem ungerechten zu schaden suchen.

Jedenfalls wird diese selbstlose Behandlung allen Menschen gegenüber die erfreulichsten Folgen haben. Wohlverstanden, ich betrachte hier das sympathetische Gefühl allein als Motivkraft; durchaus nicht als an und für sich wünschenswerth oder edel oder irgend wie sonst als ein abstraktes Gut. Ich betrachte es einfach als eine unberechenbare Kraft, die jegliche Berechnung des National-Oekonomen hinfällig macht, während, selbst wenn er dieses neue Element in seine Rechnung aufnehmen wollte, er nicht wüßte, was er damit anzufangen hätte; denn die sympathetischen Gefühle gewinnen wirkliche Motivkraft nur, wenn sie um alle anderen Beweggründe und Bedingungen der National-Oekonomie unbekümmert sind. Behandelst Du den Arbeiter gütig mit dem Hintergedanken, Dir seine Dankbarkeit zu nutze zu machen, so wirst Du, wie Du es verdienst, weder Dankbarkeit, noch irgend welchen Lohn für Deine Güte ernten; behandle ihn aber gütig und ohne einen ökonomischen Hintergedanken, so werden alle ökonomischen Zwecke in Erfüllung gehen. Hierin, wie in allen anderen Dingen, wird „wer sein Leben retten will, es verlieren, und finden, wer es verliert." Ein weiteres deutliches und einfaches Beispiel für die Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist diejenige, welche zwischen einem Offizier und seinen Soldaten besteht. Angenommen, der Offizier versucht, sein Regiment

bei möglichst geringer Mühe für ihn selber in der Weise zu disziplinieren, daß er es höchst kriegstüchtig macht. Er wird alsdann nicht im Stande sein, auf Grund dieses selbstsüchtigen Grundsatzes und mit Hilfe aller möglichen Regeln oder irgend welcher Handhabung derselben die volle Kraft seiner Untergebenen zu entwickeln. Ist er ein umsichtiger und entschlossener Mann, so kann er, wie beim obigen Beispiel, ein besseres Resultat erzielen als die unverläßliche Güte eines schwachen Offiziers es vermöchte; sind aber Einsicht und Energie in beiden Fällen gleich groß, so wird zweifelsohne der Offizier, der die engsten persönlichen Beziehungen zu seinen Leuten hat, dem ihre Interessen am meisten am Herzen liegen, und der ihr Leben am höchsten einschätzt, durch ihre Hingebung an seine Person und Vertrauen auf seinen Charakter ihre Leistungsfähigkeit auf eine durch keine anderen Mittel erreichbare Höhe bringen. Das Gesetz erlangt desto größere Gültigkeit, je mehr die Menschen in Betracht kommen: ein Angriff mag oftmals gelingen, wiewohl die Leute ihre Offiziere nicht lieben; eine Schlacht ward selten gewonnen, wofern die Soldaten ihren General nicht lieben.

Wenn wir von diesen einfachen Beispielen zu den verwickelteren Beziehungen zwischen einem Fabrikanten und seinen Arbeitern übergehen, stoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten, die unverkennbar aus einem

härteren und kälteren Bestand der moralischen Elemente herrühren. Man kann sich leicht begeisterte Hingebung von Soldaten für ihren Oberst vorstellen. Nicht so leicht begeisterte Hingebung von Webern für ihren Fabrikherrn. Eine Gruppe von Menschen, die sich zum Raube vereinigt haben (wie eine schottische Hochlandshorde), mögen von vollkommener Sympathie für einander durchdrungen und jedes Mitglied derselben mag bereit sein, sein Leben für den Anführer zu opfern; aber eine Gruppe von Menschen, die sich zum Zwecke gesetzmäßiger Erzeugung und Anhäufung von Gütern vereinigt haben, sind, wie es scheint, von keinem derartigen Sympathie-Gefühl durchdrungen, und keiner von ihnen ist irgendwie bereit, für das Leben seines Oberst einzustehen. Außer diesem auffälligen Widerspruch auf moralischem Gebiete zeigen sich noch andere Widersprüche, die der Betrieb des Systems mit sich bringt. Ein Dienstbote oder Soldat tritt auf bestimmte Frist oder festgesetzte Löhnung in den Dienst; doch ein Arbeiter dient für einen Lohn, der je nach der Nachfrage steigt oder fällt, und läuft daneben Gefahr, durch die Zufälle des Marktes seine Stelle zu verlieren. Unter diesen Umständen können die Sympathie-Gefühle keinen Spielraum gewinnen, sondern sich nur antagonistische Gefühle entwickeln, und darum fallen nunmehr zwei Punkte zur näheren Prüfung ins Gewicht.

Erstens: Wie weit können die Löhne derartig geregelt werden, daß sie keinen Schwankungen durch Arbeitsnachfrage unterworfen werden?

Zweitens: Wie weit ist es möglich, eine bestimmte Anzahl Arbeiter nach einem festen Lohnsatz zu beschäftigen und sie (wie auch der Stand des Marktes sei) zu behalten, ohne deren Anzahl zu mehren oder zu verringern, so daß sie wie Bediente einer alten Familie an dem Haushalt, dem sie angehören, ein ständiges Interesse nehmen, oder wie Soldaten in einem vornehmen Regiment, Esprit de Corps bekommen?

Die erste Frage ist also die: inwieweit es möglich sein wird, die Löhne ohne Rücksicht auf Schwankungen der Arbeitsnachfrage festzusetzen?

Sichern Lohn der guten Arbeit.

Eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte der menschlichen Irrthümer ist vielleicht die, daß die National-Oekonomen gewöhnlich die Möglichkeit einer derartigen Regelung der Löhne in Abrede stellen, während für alle wichtigen und auch für manche unwichtigen Arbeiten auf Erden die Löhne schon dermaßen geregelt sind.

Wir verkaufen unsere Ministerstellen nicht nach dem

Vorbild einer Holländischen Auktion,[1] noch bieten wir beim Tode eines Bischofs das Bisthum (wenigstens bis jetzt noch nicht) dem Geistlichen an, der es zum billigsten Preise übernimmt. Auch stellen wir unsere Generäle nicht auf diese Weise an. Wenn wir erkranken, suchen wir nicht nach dem Arzte, der uns unter einer Guinea behandelt; wenn wir unser Recht verfechten, nicht nach dem Advokaten, dessen Gebühr wir auf die Hälfte herabdrücken können; von einem Regenschauer überrascht, lassen wir uns mit dem Kutscher nicht in Unterhandlungen ein, um denjenigen zu finden, der die Meile um weniger als sechs Pence berechnet.

Es ist wahr, daß alle diese und alle denkbaren Fälle in Beziehung zur vorausgesetzten Schwierigkeit der Arbeit oder zur Anzahl der Stellenbewerber stehen. Dächte das Publikum, daß die Aussicht auf eine halbe Guinea-Bezahlung auch genügend Viele veranlassen würde, die schwierigen Vorstudien zum Beruf eines Arztes zu unternehmen, so würde es bald in allgemeiner Uebereinstimmung die überflüssige halbe Guinea unterdrücken. In diesem Sinne wird thatsächlich der Preis der Arbeit jeder Zeit durch die Nachfrage geregelt, aber so weit der praktische und

---

[1] Auf einer solchen bietet der Auktionator den Gegenstand zu einem sehr hohen Preis feil, geht dann mit dem Preise immer weiter herab, bis sich schließlich ein Käufer findet.

unmittelbare Entwickelungsgang der Sache in Betracht kommt, ist die beste Arbeit stets nach einem unveränderlichen Maßstab bezahlt worden und wird, wie es bei aller Arbeit geschehen sollte, so bezahlt.

„Was!" entgegnet der Leser vielleicht erstaunt — „gute und schlechte Arbeiter sollen gleichen Lohn erhalten?" — Gewiß. Der Unterschied zwischen der Predigt eines Prälaten und seines Nachfolgers und zwischen der Meinung eines Arztes und eines andern ist weit größer im Hinblick auf ihre Geistesgaben und weit wichtiger auf ihre Dich betreffenden Folgen, als der Unterschied zwischen guter und schlechter Maurer-Arbeit (wie wohl auch dieser größer ist als die meisten Menschen annehmen). Dennoch zahlt man willig gleichen Lohn dem guten wie dem schlechten Arbeiter, dem man seine Seele, wie dem guten und dem schlechten Arbeiter, dem man seinen Körper anvertraut. Weit eher noch darfst Du dem guten und dem schlechten Arbeiter, der Dein Haus bestellt, gleichen Lohn zahlen.

„Nicht doch; wähle ich nicht meinen Arzt und (?) auch meinen Seelsorger, wodurch ich kundgebe, daß ich ein Verständniß für die Eigenschaften ihrer Leistungen habe." Sicherlich; so wähle auch Deinen Maurer; dies ist die richtige Belohnung des guten Arbeiters, daß man ihn „wählt". Das natürliche und richtige System in Bezug auf jegliche Arbeit ist,

daß sie nach festgesetzter Taxe bezahlt wird, aber der gute Arbeiter beschäftigt wird, der schlechte unbeschäftigt bleibt. Das falsche, naturwidrige und unheilstiftende System ist das, welches dem schlechten Arbeiter gestattet, seine Arbeit zum halben Preis anzubieten, und dadurch entweder die Stelle des guten Arbeiters einzunehmen, oder diesen durch seinen Wettbewerb zu zwingen, für eine unzulängliche Summe zu arbeiten.

Diese Gleichheit der Löhne ist somit das erste Ziel, nach welchem wir den nächsten Weg finden müssen, das zweite Ziel ist, wie oben erwähnt, das, eine bestimmte Anzahl Arbeiter zu beschäftigen, wie auch die zufällige Nachfrage für den Artikel sein mag, den sie erzeugen.

Bis zu welchem Grad dies aus der Beschaffenheit des modernen Handelsbetriebs nothwendig folgen muß, kann ich, ich wiederhole es, hier nicht untersuchen, ich will nur hervorheben, daß mir dieses Treiben in seinen verhängnißvollen Erscheinungen nicht durchaus nothwendig, vielmehr durch die Spielwuth des Arbeitgebers wie anderseits durch die Unwissenheit und Rohheit der Arbeiter verschuldet zu sein scheint. Die Arbeitgeber lassen keine Gelegenheit vorübergehen, Geld zu machen, und stürzen wie wahnsinnig jeder Oeffnung und Bresche in Fortuna's Veste zu, einzig von der Gier nach Reichthum getrieben und die Gefahren übersehend, welche diese Jagd nach dem Glück

mit sich führt; indessen die Arbeiter drei Tage Arbeit und drei Tage Trunkenheit den sechs Tagen mäßiger Arbeit und weiser Ruhe vorziehen. Für einen Arbeitgeber, der seinen Leuten wirklich helfen will, giebt es kein wirksameres Mittel als die Hemmung und Unterdrückung dieser wüsten Gewöhnung: und das wird geschehen, indem er sein eigenes Geschäft so betreibt, daß ein stetiger Fortgang ihm gesichert ist; daß er der Versuchung nach zweifelhaftem Gewinn ausweicht und sich bemüht, seine Leute zu regelmäßigen Arbeits- und Lebensgewohnheiten anzuhalten indem er sie den Vorzug niedriger Löhne bei festem Einkommen vor hohen Löhnen und der damit verknüpften Gefahr der Arbeitslosigkeit schätzen lehrt, oder, wenn das unmöglich ist, das System der Ueberarbeitung für scheinbar hohe Tagelöhne bloßstellt und seine Leute dazu bringt, für regelmäßigere Arbeit niedrigere Löhne zu nehmen. —

So radicale Umgestaltungen würden zweifellos große Unannehmlichkeiten und Verluste für all diejenigen im Gefolge haben, die eine solche Bewegung in Gang setzten. Was ohne Opfer bequem gethan werden kann, ist aber nicht immer das, was wir unbedingt thun müssen.

Handel und Heldenthum.

Ich habe bereits auf den Unterschied zwischen Regimentern, die sich zu Zwecken des Raubs gebildet haben, und Vereinigungen zu industriellen Zwecken hingewiesen, insofern die ersteren der Aufopferung fähig scheinen, die letzteren nicht, und diese seltsame Thatsache ist der wahre Grund, weßhalb die Beschäftigung im Handel in Vergleich zu der mit den Waffen so gering geschätzt wird. Es scheint, philosophisch betrachtet, auf den ersten Einblick hin unvernünftig (viele Schriftsteller haben die Unvernunft dieser Annahme nachzuweisen versucht), weßhalb ein friedfertiger und verständiger Mensch, dessen Geschäft der Ein- und Verkauf ist, weniger geachtet werden sollte, als eine rauflustige und oft unvernünftige Person, deren Beruf das Morden ist. Nichtsdestoweniger hat die Menschheit zu allen Zeiten, trotz aller Philosophen, dem Soldaten den Vorrang zugestanden.

Und dies mit Recht.

Denn das Soldatenhandwerk ist eigentlich im Grunde nicht das Morden, sondern das Sich-Mordenlassen und darum ehrt es die Welt, ohne es zu wissen. Der Beruf des Banditen ist das Tödten, doch hat die Welt das Banditenhandwerk stets so wenig geachtet als den des Kaufmanns: der Grund, weßhalb sie den Soldaten ehrt, ist der, daß er sein Leben in

den Dienst des Staates stellt. Er mag leichtsinnig sein, ein Genußleben und Abenteuer lieben, — auch mögen ihn Hintergedanken und niedrige Motive bewogen haben, sich gerade diesen Beruf zu wählen, und auch die tägliche Ausübung desselben mag (dem Anscheine nach ist sie es ausschließlich) davon beeinflußt sein; aber unsere Achtung vor ihm beruht schließlich auf der Thatsache, von der wir voll überzeugt sind, daß wenn er in die Bresche einer Festung gestellt wird, hinter ihm alle Freuden der Welt, vor ihm nur der Tod und die Pflicht, er geradeaus blicken würde. Er weiß, daß er vor diese Wahl jeden Augenblick gestellt werden kann; er hat sie vorher schon getroffen, trifft sie thatsächlich beständig und stirbt in Wirklichkeit täglich.

Ebenso beruht die Achtung, die wir dem Anwalt und dem Arzte zollen, auf ihrer Fähigkeit der Selbstaufopferung. Wie groß auch immer die Gelehrsamkeit oder der Scharfsinn eines Anwalts sein mag: unsere Achtung für ihn gründet sich auf den Glauben, daß er auf den Richterstuhl gesetzt, ungeachtet aller möglichen Folgen, nur darnach streben würde, gerecht zu richten. Wenn wir argwöhnten, er könnte sich bestechen lassen und seinen Scharfsinn und seine Rechtskenntniß dazu benutzen, ungerechten Urtheilen den Schein der Billigkeit zu verleihen, so würde keine noch so große Schärfe des Geistes ihm unsere Achtung abge-

winnen. Nichts als unsere stille Ueberzeugung, daß er in allen wichtigen Lebenslagen Gerechtigkeit über sein eigenes Interesse stellt, gewinnt sie uns ab.

Im Falle des Arztes ist es uns noch klarer, weßhalb wir ihn ehren. Wie wissenschaftlich geschult er auch sein mag, er würde uns Abscheu einflößen, wenn wir herausfänden, daß er seine Patienten bloß als Experimentir-Objekte ansähe; und mehr als Abscheu, wenn wir erführen, daß er sich von Personen, die ein Interesse an dem Tod haben, bestechen ließe und seine Kunst schändete, um unter dem Deckmantel der Arzenei Gift zu geben.

Schließlich bewährt sich dieser Grundsatz mit überzeugender Klarheit in Bezug auf Geistliche. Keine natürliche Gutmüthigkeit entschuldigt Mangel an Wissen bei einem Arzte oder an Scharfsinn bei einem Anwalt; aber einen Geistlichen ehrt man, wenn auch seine Geisteskraft eine geringe ist, weil man voraussetzt, daß er selbstlos und hilfsbereit ist.

Nun kann aber kein Zweifel darüber walten, daß wenn auch der Takt, die Umsicht, die Entschlossenheit und die übrigen für die erfolgreiche Leitung eines großen Handelshauses in Spiel kommenden Geisteskräfte sich nicht mit denen eines großen Advokaten, Generals oder Seelsorgers messen können, sie doch jedenfalls denen eines Subalternen bei der Marine, beim Militär oder denen eines Landgeistlichen gleich-

kommen. Wenn man deßhalb noch immer allen Angehörigen liberaler Berufsarten höhere Achtung zollt, als dem Chef eines Handelshauses, so muß die Ursache hiervon tiefer liegen als in der Schätzung ihrer verschiedenartigen Geisteskräfte.

Und der wesentliche Grund für solche Bevorzugung beruht darauf, daß man die Thätigkeit eines Kaufmanns für eine durchaus selbstsüchtige hält. Sein Wirken mag für das Gemeinwesen nothwendig sein, aber das Motiv desselben erachtet man als ein durchaus persönliches. Das erste Ziel des Kaufmanns — glaubt das Publikum — muß sein, so viel wie möglich für sich zu bekommen und so wenig wie möglich für seinen Nachbarn (oder Kunden) übrig zu lassen. Trotzdem die herrschenden Denkgewohnheiten ihm dies Verfahren als nothwendigen Grundsatz für seine Wirksamkeit aufdrängen, ihm denselben bei allen Gelegenheiten anempfiehlt, so daß die Kaufleute ihn annehmen und es schließlich mit lautem Geschrei als Weltgesetz verkünden, daß es die Aufgabe des Käufers sei, den Preis zu drücken, und die des Verkäufers zu betrügen —: verdammt das Publikum dennoch unbewußt den Kaufmann, wenn er ihren Anschauungen gemäß verfährt, und brandmarkt ihn auf immer als eine zu einer niedrigeren Menschenklasse gehörende Person.

Man wird dies schließlich aufgeben müssen; nicht

daß man aufhören sollte, Selbstsucht zu verdammen; aber es wird eine Art des Handels entwickelt werden müssen, der nicht ganz und gar auf Selbstsucht beruht; oder die Welt wird vielmehr entdecken, daß es einen andern Handel niemals gab, noch wird geben können, daß das, was man bislang Handel nannte, ganz und gar nicht Handel sondern Gaunerei war, und daß ein wahrer Kaufmann sich ebenso sehr vom Kaufmann nach den Anschauungen der modernen National-Oekonomie unterscheidet, wie der Held der «Excursion»[1] von Autolykus. Die Welt wird sich überzeugen, daß der Handel eine Thätigkeit ist, der sich, weil sie täglich nothwendiger wird, die Besten der Gesellschaft eher mehr zuwenden müssen, als den Berufsarten, Menschen zu töten oder ihnen zu predigen; daß der wahre Handel, sowie die wahre Gottesgelehrtheit und die wahre Kriegskunst vom Gedanken durchdrungen sein müßten, zu Zeiten bereitwillig Opfer zu bringen; — daß Geldstücke, wenn die Pflicht es befiehlt, ebenso willig wie Menschenleben werden hingegeben werden müssen; daß wie die Kanzel so auch der Markt seine Märtyrer, und der Handel wie der Krieg sein Heldenthum haben kann.

Haben kann — schließlich wird haben müssen — und bisher nur deswegen nicht gehabt hat, weil

---

[1] Lehrgedicht von Worsworth.

Menschen von herrischer Gemüthsart in ihrer Jugend immer auf andere Gebiete verlockt worden sind und nicht erkannt haben, welches Feld der Bethätigung in unseren Tagen vielleicht das wichtigste von allen ist; so daß, während manch ein schwärmerischer Mensch sein Leben daran setzt, um die Form eines Evangeliums zu lehren, nur sehr Wenige hundert Pfund verlieren wollen, um zu zeigen, was man aus *einem* machen kann.

Das kommt daher, daß man den Menschen niemals deutlich die Berufspflichten auseinandersetzte, welche einen Kaufmann gegenüber seinen Kunden leiten müßten. Ich möchte, daß der Leser sich hierüber völlig klar werde.

Es bestehen bisher fünf große Berufsthätigkeiten, die auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens Bezug haben und drei von ihnen sind für jede zivilisirte Nation nothwendig.

Der Beruf des Soldaten ist es, sie zu *vertheidigen*;
des Geistlichen, sie *zu belehren*;
des Arztes, sie *gesund zu erhalten*;
des Juristen, die *Gerechtigkeit in ihr zur Geltung zu bringen*.
des Kaufmanns, für ihre *Bedürfnisse zu sorgen*.

Und es ist die Pflicht aller dieser Menschen, wenn

die Umstände es verlangen, in Ausübung ihres Berufs zu sterben.

„Wenn die Umstände es verlangen" heißt für den Soldaten, daß er lieber stirbt, als seinen Posten in der Schlacht in Stich läßt; für den Arzt, daß er eher stirbt, als daß er zur Zeit einer Epidemie seinen Posten verläßt;

für den Geistlichen, daß er eher stirbt als Lügen lehrt;

für den Advokaten, daß er eher stirbt als Ungerechtigkeit begünstigt;

für den Kaufmann — ja wann tritt bei ihm die passende Gelegenheit ein, bei der er von berufswegen in den Tod ginge?

Dies ist die Hauptfrage für den Kaufmann wie für uns Alle; denn, fürwahr, wer nicht weiß, wann zu sterben, weiß auch nicht, wie zu leben.

Des Kaufherrn Lebenspflicht.

Wohl verstanden: die Aufgabe des Kaufmanns (oder des Fabrikanten, denn wie ich das Wort hier brauche und verstanden wissen will, umfaßt es beide) ist es, für die Bedürfnisse der Nation zu sorgen. Es ist ebensowenig seine Lebensaufgabe aus dieser Funktion seinen eigenen Nutzen zu ziehen, als es die des Geistlichen ist, sein Gehalt zu beziehen. Dieses Stipendium ist eine ihm gebührende und nothwendige

Beigabe, aber keineswegs, wenn er ein wahrer Seelsorger ist, der Zweck seines Lebens, ebenso wenig wie das Honorar für einen wahren Arzt der Zweck seines Lebens ist. Und ebenso wenig soll der Gewinn für einen wahren Kaufmann der Zweck seines Lebens sein. Alle drei haben ohne Rücksicht auf Lohn, wenn sie echte Menschen sind, eine Arbeit zu verrichten, — um jeden Preis, ja selbst für das Gegentheil von Belohnung, indem der Geistliche zu lehren, der Arzt zu heilen, der Kaufmann für unsere Lebensbedürfnisse zu sorgen hat. D. h.: er muß von Grund aus die Eigenschaften dessen, womit er handelt, sowie die Mittel, wie es erzeugt und herbeigeschafft wird, kennen; und er muß seine ganze Vernunft und Energie aufwenden, um es möglichst gut herzustellen oder es in vollkommen gutem Zustande herbeizuschaffen und zu möglichst billigem Preise dort, wo man seiner am meisten bedarf, zu vertheilen.

Und weil die Erzeugung oder Herbeischaffung von Lebensmitteln nothwendiger Weise viel Menschenleben und -Hände bedingt, so wird der Kaufmann durch sein Geschäft Herr und Meister über eine große Anzahl von Leuten auf *unmittelbare*, wiewohl weniger ersichtliche Weise, als es der Offizier oder Geistliche ist, so daß auf ihn in großem Maaße die Verantwortung fällt für das Leben, das sie führen, und es seine Pflicht wird, nicht nur darauf zu sinnen, wie

das, was er verkauft, auf das Beste und Billigste hergestellt werden kann, sondern auch, wie die mannigfachen Beschäftigungen, welche die Fabrikation und der Zwischenhandel ins Leben rufen, zum größten Nutzen der dabei beschäftigten Leute gestaltet werden können.

Und da der Kaufmann seine ganze Energie diesen zwei Aufgaben zuwenden muß, deren gewissenhafte Erfüllung die höchste Intelligenz, sowie Beharrlichkeit, Güte und Takt erfordert, so muß auch er wie der Soldat oder Arzt, wenn es die Pflicht erfordert, sein Leben für seinen Beruf hingeben. Zwei Hauptpunkte muß er, bei seiner Aufgabe Lebensbedürfnisse zu decken, im Auge behalten; zuvörderst seine Verpflichtungen (getreues Einhalten derselben ist Grundbedingung für alle kaufmännischen Erfolge, die sonst unmöglich werden); zweitens vollkommene Unverfälschtheit der Waaren, die er in Verkehr bringt; so daß er Armuth, Mühsal oder irgend ein Mißgeschick auf sich nehmen muß, bevor er seinen Verpflichtungen nicht nachkommt oder duldet, daß die Waare, die er führt, verschlechtert, verfälscht oder unrechtmäßig vertheuert wird.

Nochmals: in seiner Eigenschaft als Herr der von ihm Beschäftigten ist der Kaufmann wie der Fabrikant mit einer bestimmten väterlichen Autorität und Verantwortlichkeit bekleidet. In den meisten Fällen wird ein junger Mann mit dem Eintritt in ein

Geschäft ganz und gar dem häuslichen Einfluß entzogen; sein Chef muß gleichsam sein Vater werden, sonst fehlt ihm die beständige und unmittelbare väterliche Fürsorge. Jedenfalls übt die Autorität des Chefs, daneben die ganze Art und Weise seiner Geschäftsführung sowie der Charakter der Leute, mit denen der junge Mann verkehren muß, auf ihn einen unmittelbareren und gewichtigeren Einfluß aus als das elterliche Haus und wird den des letzteren, sei es zum Guten oder Schlechten, aufheben; so daß das einzige Mittel, das der Herr hat, um gegen die von ihm Beschäftigten gerecht zu sein, das ist, sich ernstlich zu fragen, ob er mit seinem Untergebenen so verfährt, wie er es mit seinem eigenen Sohn thun würde, brächten ihn die Umstände diesem gegenüber in die gleiche Lage.

Nehmen wir an, der Kapitän einer Fregatte hielte es für richtig, oder wäre durch einen Zufall genöthigt, seinen eigenen Sohn als gemeinen Matrosen dienen zu lassen. So wie er dann seinen Sohn behandeln würde, wäre er verpflichtet jeden einzelnen von der Schiffsmannschaft zu behandeln. Ebenso, angenommen, ein Fabrikant hielte es für richtig oder wäre durch irgend einen Zufall genöthigt, seinen eigenen Sohn als gewöhnlichen Arbeiter anzustellen: so wie er alsdann seinen Sohn behandeln würde, ist er verpflichtet, jeden seiner Leute zu behandeln. Dies ist

die einzige wirksame und wahre praktische Regel, die über diesen Punkt der National-Oekonomie gegeben werden kann. Und, wie der Kapitän sein gestrandetes Schiff als Letzter verlassen und, wenn Hungersnoth an Bord ist, die letzte Kruste mit seiner Mannschaft theilen muß, so muß auch bei den Handelskrisen und -Katastrophen der Fabrikant die Noth mit seinen Leuten theilen, ja sogar mehr als sie auf sich nehmen, so wie sich ein Vater in einer Hungersnoth, bei einem Schiffsbruch oder einer Schlacht für seinen Sohn opfern würde.

Dies alles hört sich höchst befremdlich an: das einzig wahrhaft Befremdliche daran ist jedoch die Thatsache, daß es sich so anhört; denn all das ist wahr, und nicht nur theilweise oder theoretisch, sondern im praktischen Sinne und zu allen Zeiten: jede andere auf Staats-Wirthschaft bezügliche Lehre ist falsch in ihren Voraussetzungen, thöricht in ihren Schlußfolgerungen und für eine vernunftgemäße Entwickelung des nationalen Lebens praktisch undurchführbar. Unser ganzes gegenwärtiges nationales Leben besteht in der entschlossenen und verachtungsvollen Ablehnung der der Masse des Volkes gelehrten ökonomischen Grundsätze durch ein paar starke und wahrhaftige Geister, jener Grundsätze, die in dem Maaße, als sie befolgt werden, geradewegs zum Untergang führen.

II.

Die Quellen des Reichthums.

Staats-Wirthschaft und Handels-Wirthschaft.

Die Antwort, die ein gewöhnlicher National-Oekonom gegen die im vorhergehenden Aufsatz ausgesprochenen Ansichten bereit haben würde, dürfte kurz so lauten:

„Es ist freilich wahr, daß sich allgemeine Vortheile aus den sozialen Sympathie-Gefühlen entwickeln ließe, und alle National-Oekonomen haben sich noch nie dazu verstanden, noch können sie sich dazu verstehen, Vortheile unbestimmter Natur in Erwägung zu ziehen. Unsere Wissenschaft ist einfach die Wissenschaft von dem, wie *man reich wird.* Sie ist *keine falsche oder auf Luftgebilde gebaute Kunst*, sondern die Erfahrung hat sie als praktisch und fruchtbar bewährt. Leute, welche ihre Lehren befolgen, werden thatsächlich reich, und Leute, welche ihnen zuwider handeln, werden arm. Jeder Kapitalist in Europa hat sein Vermögen erworben, indem er den bekannten Gesetzen unserer Wissenschaft gemäß verfuhr, und er vermehrt sein Kapital täglich, indem er ihnen gemäß zu verfahren fortfährt. Es ist vergeblich, logische Kniffe gegen die

Gewalt der Thatsachen ins Feld zu führen. Jeder Geschäftsmann weiß aus Erfahrung, wie man Geld macht und wie man es verliert."

Mit Verlaub! Geschäftsleute wissen in der That, wie sie ihr Geld erworben oder wie sie es gelegentlich verloren haben. Bei dem langgewohnten Spiel sind sie mit den Chancen der Karten vertraut und können ihre Verluste und ihre Gewinne daraus richtig ableiten. Aber sie wissen weder, wer die Spielbank unterhält, noch welche andere Spiele mit denselben Karten gespielt werden können, noch welche andere Verluste und Gewinne weit weg in den dunklen Straßen, wesentlich, wiewohl unsichtbar, von denen in ihren lichten Räumen abhängen. Sie haben nur wenige, sehr wenige Gesetze der kaufmännischen Wirthschaft, aber kein einziges staatswirthschaftliches Gesetz kennen gelernt.

Zu allererst scheint mir — und das ist höchst beachtenswert und merkwürdig — daß Geschäftsleute selten wissen, was das Wort „reich" bedeutet. Wenigstens pflegen sie, wenn sie es kennen, bei ihren Erwägungen nicht in Betracht zu ziehen, daß das Wort ein relatives ist, welches den Gegensatz „arm" ebenso bestimmt voraussetzt, wie das Wort „Nord" den Gegensatz „Süd". Die Menschen sprechen und schreiben immer, als ob das Wort Reichthum absolut zu nehmen und es für Jedermann möglich wäre, reich zu werden, indem er gewisse wissenschaftliche

Lehren befolgt, indeß der Reichthum eine Kraft ist, wie die Elektrizität, welche durch Ungleichheiten und Negationen ihrer selbst wirkt. Die Macht der Guinea in Deiner Tasche hängt ganz und gar mit dem Mangel einer Guinea in der Tasche Deines Nachbarn zusammen. Wenn er sie nicht nöthig hätte, wäre sie auch für Dich nutzlos; der Grad von Macht, den sie besitzt, steht im genauen Verhältniß zum Bedürfniß oder zum Wunsch, den er danach hegt — und die Kunst im gewöhnlichen handelswirthschaftlichen Sinne, reich zu werden, ist daher nothwendiger Weise ebensosehr die Kunst, unsern Nachbar im Zustand der Armuth zu erhalten. Ich möchte nicht — weder hier noch überhaupt — um die Bedeutung von Worten herumstreiten; aber ich wünschte, daß der Leser klar und deutlich zwischen den zwei Wirthschafts-Arten unterscheide, welche man als „Staats-Wirthschaft" und „Handels-Wirthschaft bezeichnen könnte.

Die Staatswirthschaft (der Haushalt eines Staates oder der Bürger) besteht einfach in der Erzeugung, Erhaltung und Vertheilung von Genußgütern. Der Landmann, der sein Heu zur rechten Zeit mäht; der Schiffsbauer, der seine Bolzen in gesundes Holz eintreibt; der Maurer, der gute Steine in gut bereiteten Mörtel legt; die Hausfrau, die ihre Möbel in gutem Zustand erhält und keine Verschwendnng in der Küche duldet; die Sängerin, die ihre Stimme richtig schult

und sie niemals überanstrengt: sie Alle sind im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes National-Oekonomen, indem sie den Reichthum und das Wohl der Nation, der sie angehören, vermehren.

Aber Handelswirthschaft, die Wirthschaft des Lohnes («merces») oder der Bezahlung, bedeutet, daß in den Händen einzelner Individuen der gesetzliche oder moralische Anspruch auf die Arbeit Anderer oder die Macht über sie liegt; wobei jede derartige Forderung genau soviel Armuth oder Schulden auf der einen Seite voraussetzt, als Reichthum oder Recht auf der anderen. Deßhalb verursacht sie nicht unbedingt eine Vermehrung des thatsächlichen Besitzstandes oder des Allgemeinwohles im Staate. Aber da dieser handelswirthschaftliche Reichthum oder diese Macht über die Arbeit fast immer sofort in wirklichen Besitz sich verwandeln läßt, während der wirkliche Besitz nicht immer sofort in Macht über die Arbeit verwandelt werden kann, bezieht sich der Begriff des Reichthums bei Geschäftsleuten in zivilisirten Ländern gewöhnlich auf kommerziellen Reichthum und bei der Abschätzung ihrer Besitzthümer setzen sie den Werth ihrer Pferde und Aecker eher nach der Anzahl von Guineen an, die sie dafür bekommen könnten, als den Werth ihrer Guineen nach der Anzahl von Pferden und Aeckern, die sie dafür kaufen könnten.

Es giebt jedoch noch einen andern Grund für diese

Gewohnheit; nämlich den, daß eine Anhäufung wirklichen Besitzes für den Eigenthümer von geringem Nutzen ist, wenn er nicht außerdem kommerzielle Macht über die Arbeit hat. Angenommen daher, Jemand käme in den Besitz eines großen fruchtbaren Gutes, mit reichen Goldadern im Boden, zahllosen Viehherden auf den Weiden, mit Häusern, Gärten und Scheunen voll nützlicher Vorräthe, könnte aber trotz alledem keine Dienstleute bekommen. Damit er diese bekäme, müßten Leute in der Nachbarschaft arm sein oder sein Gold oder Korn nöthig haben. Stellen wir uns vor, Niemand brauchte weder das eine noch das andere und Dienstleute wären nicht zu haben. Er müßte deßhalb sein eigenes Brod backen, seine eigenen Kleider anfertigen, seinen eigenen Boden pflügen und seine eigenen Herden hüten. Sein Gold würde ihm ebensowenig nützen wie irgend welche gelbe Kieselsteine auf dem Boden seines Gutes. Seine Vorräthe müßten verfaulen, denn er könnte sie nicht aufbrauchen. Er kann nicht mehr essen und nicht mehr Kleider tragen als sonst irgend ein Mensch. Er müßte, um sich nur die alltäglichsten Annehmlichkeiten zu verschaffen, das harte Leben eines gewöhnlichen Arbeiters führen; schließlich würde er weder im Stande sein, die Häuser in Ordnung zu erhalten, noch die Felder zu bestellen, und müßte sich daher wie der arme Mann mit einer kleinen Hütte und

einem Gärtchen inmitten eines öden Landstriches zufrieden geben, der von wildem Vieh zertreten und vielfach von Schloßruinen bedeckt wird; er würde in seiner Selbstironie schwerlich so weit gehen, das „sein eigen" zu nennen. Ich glaube, unter diesen Bedingungen würde der habgierigste Mensch mit geringer Freude Reichthümer dieser Art annehmen.

Die goldenen Zügel.

Was unter dem Namen des Reichthums wirklich begehrt wird, ist vor allem die Macht über Menschen; im engeren Sinne die Macht über die Arbeit von Dienstboten, Handwerkern und Künstlern, im weiteren Sinne die Macht, große Volksmassen zu den verschiedenartigsten Zwecken (guten, kleinlichen oder schädlichen, je nach dem Geist des Reichen) zu gebrauchen. Und diese Macht des Reichthums ist naturgemäß größer oder geringer je nach der Anzahl der Leute, die er beherrscht, steht im umgekehrten Verhältniß zur Anzahl der Menschen, die so reich sind wie wir selber, und die für einen Gegenstand von beschränkter Qualität denselben Preis zu geben bereit sind wie wir. Wenn der Musiker arm ist, so wird er um geringe Bezahlung singen, so lange es nur eine Person giebt, die ihn bezahlen kann; giebt es deren jedoch zwei oder drei, so würde er für denjenigen singen, der ihm am meisten bietet, und so hängt, wie wir

gleich sehen werden, die allzeit schwankende und selbst da, wo sie am gebieterischsten auftritt, zweifelhafte Macht des Reichthums ab: erstens, von der Armuth des Künstlers, alsdann von der beschränkten Anzahl reicher Leute, die ebenfalls Plätze für das Konzert haben möchten. So daß, wie oben bemerkt, die Kunst reich zu werden, im Grund nicht eigentlich die ist, viel Geld für sich selber anzuhäufen, sondern zugleich diejenige, es zu wege zu bringen, daß unsere Nachbarn weniger haben als wir. Genau gesagt, es ist „die Kunst, die größtmöglichste Ungleichheit zu unsern Gunsten herzustellen.“

Heilsame und unheilsame Ungleichheiten.

Nun läßt sich allgemein nicht nachweisen, daß solche Ungleichheit für die Nation in ihrer Gesammtheit weder vortheilhaft noch nachtheilig ist. Die vorschnelle und absurde Annahme, daß solche Ungleichheiten unbedingt vortheilhaft seien, liegt den meisten volksthümlichen Irrthümern der National-Oekonomie zu Grunde. Denn das ewige und unumgängliche Gesetz in diesen Dingen ist, daß das Gute, welches aus der Ungleichheit erwächst, zunächst von der Art und Weise abhängig ist, wie es zustande gebracht worden, und zweitens von den Zwecken, zu denen es verwandt wird. Auf ungerechte Weise herbeigeführte Ungleichheiten des Reichthums haben sicherlich die Nation, in der sie

bestehen, geschädigt und fahren, auf ungerechte Weise ausgenutzt, fort es zu thun, so lange sie bestehen. Aber rechtmäßig herbeigeführte Ungleichheiten des Reichthums fördern die Nation während ihres Bestandes und fahren, zu edlen Zwecken benützt, fort es zu thun, so lange sie bestehen. Das heißt in jedem thätigen und wohlregierten Volk zeitigen die verschiedenartigen Kräfte der Einzelwesen, wenn sie voll ins Spiel treten und verschiedenartigen Bedürfnissen dienstbar gemacht werden, ungleiche, aber harmonische Früchte und erhalten Belohnung oder Einfluß je nach Beschaffenheit oder Verdienst; indessen in jedem unthätigen oder schlecht regierten Volk die Abstufungen des Verfalls und der Triumph des Verraths ihr eignes grobes System der Ueber- und Unterordnung und des Erfolges ausarbeiten und an die Stelle harmonischer Ungleichheiten wetteifernder Kräfte unbillige wie auf Schuld und Unglück beruhende Machtverhältnisse setzen.

Der Kreislauf des Reichthums bei einer Nation gleicht so dem des Blutes im menschlichen Körper. Es giebt eine Schnelligkeit des Kreislaufs, die aus heiterer Lebendigkeit oder gesunder Thätigkeit herrührt, und eine andere im Gefolge der Schande oder des Fiebers. Es giebt eine Gluth des Körpers, die voll Wärme und Lebensfrische ist, und eine andere, welche Verfall und Verwesung herbeiführt. Der Vergleich bewährt sich sogar bis in die geringsten Einzelheiten

herab. Denn wie eine lokale Blutstockung auf die allgemeine Gesundheit des Systems einen Druck ausübt, so wird schließlich jede unzuträgliche lokale Verwerthung des Kapitals den ganzen Staatskörper in seiner Wirksamkeit schwächen.

Die Art und Weise, wie dies geschieht, wird Jedem sofort klar, wenn er sich an einigen Beispielen vergegenwärtigt, wie die Entwicklung des Kapitals unter möglichst einfachen Umständen vor sich geht.

Der Rechts-Staat im Embryo.

Angenommen, zwei Matrosen seien an einer unbewohnten Küste gestrandet und genöthigt, sich durch eine Reihe von Jahren durch ihre eigene Arbeit zu erhalten.

Wenn sie beide gesund bleiben und unverdrossen und willig mit einander arbeiten, so können sie sich ein wohnliches Haus bauen, allmählig zu einem beträchtlichen Stück Ackerland gelangen und auch verschiedenartige Vorräthe für zukünftigen Gebrauch aufspeichern. All das wäre wirklicher Besitz oder Reichthum, und vorausgesetzt, die Beiden hätten gleich stark gearbeitet, so würde Jeder von ihnen gleiches Anrecht darauf haben. Ihre National-Oekonomie bliebe auf die sorgsame Bewahrung und die gerechte Vertheilung dieser Besitzthümer beschränkt. Aber vielleicht würde nach einiger Zeit der Eine oder der Andere von ihnen mit dem Erfolge ihrer gemeinsamen Ackerwirthschaft

nicht zufrieden sein. Sie kämen in Folge dessen überein, das von ihnen urbar gemachte Land in gleiche Theile zu scheiden, so daß künftig Jeder sein Feld zu bestellen und davon zu leben hätte: dann läßt sich denken, daß nach diesem Uebereinkommen der eine von ihnen erkrankte und unfähig wäre, sein Land zu einer kritischen Zeit (z. B. zur Saat- oder Erntezeit) zu bestellen. Er würde natürlich den Andern bitten, für ihn zu säen oder zu ernten. Dann könnte sein Genosse mit vollkommener Gerechtigkeit sagen: „ich will diese Arbeit für Dich mit besorgen, aber wenn ich sie thue, so mußt Du mir versprechen, zu einer anderen Zeit ebensoviel Arbeit für mich zu thun. Ich will zählen, wie viele Stunden ich auf Deiner Scholle zubringe, und Du mußt mir ein geschriebenes Versprechen geben, auf der meinigen dieselbe Anzahl von Stunden zu arbeiten, wann immer ich Deine Hilfe nöthig habe und Du sie geben kannst."

Nehmen wir an, des Invaliden Krankheit hielte an, und er bedürfte unter mannigfachen Umständen mehrere Jahre des Andern Beistand und gebe bei jeder Gelegenheit sein geschriebenes Wort, auf den Wunsch seines Genossen, so bald er könne, dieselbe Anzahl von Stunden, die er ihm gewidmet hätte, für ihn zu arbeiten. Was wird die Lage der Beiden sein, wenn der Invalide im Stande sein wird, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen?

Als Staat betrachtet, würden sie ärmer sein, als sie sonst gewesen wären: ärmer durch den Abgang dessen, was des Kranken Arbeit in der Zwischenzeit erzeugt haben würde. Sein Freund mag sich vielleicht mit einer durch das gesteigerte Bedürfniß belebten Energie geplagt haben, aber schließlich muß sein eigenes Land und Eigenthum dadurch gelitten haben, daß so viel Zeit und Denken diesen entzogen wurde, und der Gesammtbesitz der Beiden muß gewiß geringer sein, als wenn Beide gesund gewesen und thätig geblieben wären.

Aber auch die Beziehung, in der sie gegenseitig zu einander stehen, ist durchaus anders geworden. Nicht nur, daß der Kranke seine Arbeit auf einige Jahre verpfändet hat, sondern er wird auch wahrscheinlich seinen eigenen Antheil an den angehäuften Vorräthen erschöpft haben und in Folge dessen einige Zeit hindurch auf die Nahrungsmittel des Andern angewiesen sein, für die er ihn nur „bezahlen" oder lohnen kann, indem er ihm seine Arbeit in noch höherem Maaße verschreibt.

Wenn die geschriebenen Versprechungen durchaus als gültig behandelt werden (unter zivilisirten Völkern ist ihre Gültigkeit durch gesetzliche Bestimmungen gesichert), so könnte derjenige, der bisher für Beide gearbeitet hatte, sich jetzt, wenn er wollte, ausruhen oder ganz und gar dem Müßiggang hingeben, indem

er seinen Genossen nicht nur zwänge, nicht nur alle seine im gegenüber früher eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, sondern ihm einen willkürlichen Betrag für die Nahrungsmittel zu zahlen, die er ihm vorgeschossen hatte.

Es brauchte vom Anfang bis zum Ende in dieser Vereinbarung nicht die geringste Ungesetzmäßigkeit (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) zu liegen; aber wenn ein Fremder während dieses vorgerückten Zustandes ihrer National-Oekonomie an der Küste landete, so würde er den Einen als kommerziell reich, den Andern als kommerziell arm betrachten. Er würde vielleicht, mit nicht geringem Erstaunen, sehen, wie der Eine seine Tage in Müssigkeit verbrächte, während der Andere für Beide arbeitete und ein dürftiges Dasein fristete in der Hoffnung, seine Unabhängigkeit künftig einmal zurück zu gewinnen.

Dies ist natürlich nur ein Beispiel von den unendlich vielen Weisen, wie sich ungleicher Besitz zwischen verschiedenen Personen entwickelt und die merkantilen Formen von Reichthum und Armuth gebildet haben. Im vorliegenden Fall könnte sich einer von Beiden von vornherein vorgenommen haben, müssig herumzugehen und sein zukünftiges Leben um des gegenwärtigen Genusses willen zu verpfänden, oder er könnte sein Land schlecht bebaut haben und gezwungen worden sein, sich um Nahrung und Beistand an seinen Nachbarn

zu wenden, indem er ihm seine künftige Arbeit verschreibt. Doch worauf ich des Lesers Aufmerksamkeit insbesondere lenken wollte, ist die einer Reihe von typischen Fällen dieser Art gemeinsame Thatsache, daß die Entstehung merkantilen Reichthums, der in dem Anrecht auf die Arbeit Anderer besteht, staatlich eine Verminderung des wirklichen, aus substantiellen Gütern bestehenden Reichthums bedeutet.

Der merkantile Staat im Embryo.

Nehmen wir ein anderes, mehr mit dem gewöhnlichen Handelsbetrieb übereinstimmendes Beispiel. Stellen wir uns vor, daß drei Männer statt der beiden die kleine, isolirte Republik bildeten und sich trennen müßten, um verschiedene getrennt von einander an der Küste liegende Länderstrecken anzubauen, wobei jedes Gut ein bestimmtes Produkt lieferte, aber gleichzeitig der Erzeugnisse der beiden anderen Güter bedürfte. Angenommen der dritte Mann unternähme, um allen Dreien Zeit zu sparen, die Ueberführung dieser Produkte von einem Gut zum andern, unter der Bedingung, daß er einen angemessenen Nutzantheil von jedem abgelieferten Gegenstand, oder von jedem andern im Tausch dafür empfangenen, erhielte.

Wenn dieser Träger oder Vermittler von einem Gut zum andern immer das, was am nöthigsten gebraucht wird, zur rechten Zeit bringt, so werden die

Betriebe der beiden Gutsbesitzer einen günstigen Fortgang nehmen, und das kleine Gemeinwesen wird einen möglichst großen Ertrag an Produkten oder Reichthum erzielen. Nehmen wir jedoch an, daß zwischen den beiden Gutsbesitzern nur durch den reisenden Agenten ein Verkehr möglich wäre und dieser, nachdem er einige Zeit das Verfahren der beiderseitigen Agrikulturen bewacht, die ihm anvertrauten Güter so lange zurückhält, bis der Eine oder Andere sie unbedingt nöthig hat und alsdann Alles, was der bedrängte Landmann von andern Produkten entbehren kann, im Eintausch erpreßt: so liegt klar auf der Hand, daß wenn der Vermittler die günstigen Gelegenheiten geschickt wahrnimmt, er sich regelmäßig des größeren Theiles der überflüßigen Produkte der beiden Güter bemächtigen und schließlich in einer Zeit der äußersten Noth, beide Güter für sich ankaufen und die früheren Eigenthümer als seine Arbeiter oder Diener beschäftigen könnte. —

Dies wäre der Fall eines genau nach den Grundsätzen der modernen National-Oekonomie erworbenen Reichtums. Aber noch klarer als bei dem vorhergehenden Beispiel zeigt es sich hier, daß das Vermögen des Staates, oder der drei Leute als Gesellschaft betrachtet, insgesammt geringer ist, als es gewesen wäre, wenn sich der Kaufmann mit einem gerechteren Nutzen begnügt hätte. Die Thätigkeit der beiden

Ackerbauer ist auf das Aeußerste eingeschränkt worden; die fortgesetzt knappen Lieferungen der zu kritischen Zeiten nothwendigen Dinge, mitsammt der wachsenden Muthlosigkeit, die ein verlängerter Kampf ums blose Dasein ohne das Gefühl eines sicheren Vorwärtskommens mit sich bringt, muß die wirkliche Ertragsfähigkeit ihrer Arbeit beträchtlich vermindert haben, und die in den Händen des Kaufmanns angehäuften Vorräthe werden keineswegs denen gleichkommen, die bei ehrlicherem Verfahren sowohl die Scheunen der Landbebauer als seine eigenen gefüllt hätten.

Reichthum, der verheert und zerstört.

Daher läuft schließlich die ganze, nicht nur die Güter, sondern auch die Masse des Nationalvermögens betreffende Frage auf eine solche der abstrakten Gerechtigkeit hinaus. Aus der alleinigen Thatsache, daß eine Nation einen gewissen Reichthum besitzt, läßt sich unmöglich schließen, ob er für eben die Nation, die darüber verfügt, Gutes oder Schlechtes bedeutet. Sein wirklicher Werth hängt von dem ihm anhaftenden sittlichen Vorzeichen genau so ab, wie der Werth einer mathematischen Größe von dem ihr anhaftenden algebraischen Zeichen. Jede Anhäufung kommerziellen Reichthums mag einerseits auf ehrliche Betriebsamkeit, Verbesserung und schöpferische Kraft hindeuten, andrerseits auf todtbringenden Luxus, herzlose Tyrannei

und verderbliche Hinterlist. Manche Schätze sind von menschlichen Thränen getränkt, wie eine schlecht heimgebrachte Ernte von dem unzeitigen Regen; und manches Gold ist glänzender im Sonnenschein als in Substanz.

Dies sind, wohlverstanden, nicht blos sittliche oder pathetische Merkmale des Reichthums, die der danach Strebende, wenn's ihm beliebte, verachten könnte; es sind, im buchstäblichen und wirklichen Sinne, materielle Eigenschaften des Reichthums, welche auf unberechenbare Weise den Geldwerth der fraglichen Summe verringern oder erhöhen. Die eine Summe Geldes ist der Ertrag schöpferischer Thätigkeit, eine andere bildet den Ertrag einer zerstörenden Thätigkeit; einer Thätigkeit, die eine zehnfach größere Menge Geld zerstört als sie anhäuft: so und so viele kräftige Hände sind wie vom Nachtschatten gelähmt worden, der Muth so vieler tapferer Männer wurde gebrochen, so viele fruchtbare Thätigkeit vernichtet, vor allem aber die Arbeit in eine falsche Richtung gedrängt und ein Lügenbild menschlicher Glückseligkeit errichtet. Was Reichthum zu sein scheint, ist in Wahrheit vielleicht nichts als der vergoldete Anzeiger weitreichenden Verfalls; eines Kaperers Handvoll Gold, am Strande aufgelesen, wohin er eine Flotte betrügerisch gelockt hat; eines Marketenders Bündel Lumpen, von den Leibern gefallener Soldaten zusammengerafft; die

Kaufstücke für den Blutacker, worin der Bürger mitsammt dem Fremdling beg raben werden soll.

Deßhalb ist der Gedanke, daß man Anleitung geben könne über den Erwerb des Reichthums, ohne dessen moralischen Ursprung zu berücksichtigen, oder daß man zum Gebrauch für die Nation ein allgemeines technisches Gesetz in Bezug auf Kauf und Gewinn aufstellen könne, vielleicht der frechste und leerste von allen denen, durch welche die Menschen auf falsche Bahnen gelenkt wurden. Meines Wissens giebt es nichts, was so entwürdigend wäre für den menschlichen Geist als die moderne Vorstellung, daß die kaufmännische Lehre:

„Kauft auf dem billigsten Markt, und verkauft auf dem theuersten“

ein für die National-Oekonomie brauchbarer Grundsatz sei, oder unter irgend welchen Umständen sein könne. „Kaufet auf dem billigsten Markt?“ — ja; aber was macht Euren Markt billig? Holzkohlen in Eurem von einem Feuer zerstörten Dachstuhl und Backsteine auf Euren Straßen nach einem Erdbeben mögen billig sein; aber Feuer und Erdbeben sind darum keine nationalen Wohlthaten. Verkaufet auf dem theuersten? ja freilich; aber was macht Euren Markt theuer? Du hast dein Brod heute theuer verkauft — etwa an einen Sterbenden, der seinen letzten Pfennig

dafür gab und Brod nie mehr brauchen wird, oder an einen Reichen, der Dir morgen den Hof über Deinem Kopf hinweg abkaufen wird; oder an einen Soldaten auf dem Wege nach der Bank, um dein darin deponirtes Vermögen zu rauben.

Nichts davon kannst Du wissen. Aber eines kannst Du wissen: ob nämlich deine Handlungsweise eine ehrliche und gerechte ist, und dies ist alles, wonach Du zu fragen hast, in dem Du so sicher bist, deine Schuldigkeit an dem Werke gethan zu haben, in der Welt Zustände herbeizuführen, die nicht in Raub oder Tod enden. Und so münden alle Fragen dieser Art schließlich in die eine große Frage der Gerechtigkeit, worüber ich, da der Boden dafür soweit vorbereitet ist, im nächsten Aufsatz zu sprechen gedenke. Nur noch drei Punkte berühre ich, die der Leser in Betracht ziehen mag.

Der Reichthum, der hebt und belebt.

Es wurde nachgewiesen, daß der Hauptwerth des Geldes und seine hervorragendste Eigenschaft in der Macht über die Menschen besteht, daß große materielle Besitzthümer ohne diese Macht nutzlos und Geld für Jemand, der solche Macht besitzt, verhältnißmäßig unnöthig ist. Aber Macht über die Menschen läßt sich durch andere Mittel gewinnen als durch Geld. Wie ich schon oben gesagt habe, ist die Macht des

Geldes stets eine unvollkommene und zweifelhafte, es giebt viele Dinge, die man damit nicht erhalten und andere, die man damit nicht behalten kann. Viele Freuden kann man Menschen bereiten, die sich durch Gold nicht kaufen lassen, und viele treuherzige Dienstleistungen von ihnen erhalten, welche Gold nicht belohnen kann.

Abgedroschen — denkt der Leser. — Gewiß; aber nicht so abgedroschen ist es — ich wünschte, es wäre es — daß in dieser so unfaßlichen und unmeßbaren sittlichen Macht ein ebenso reeller Geldwerth liegt, als der durch gewichtigere Zahlungsmittel dargestellte. Eines Menschen Hand mag voll unsichtbaren Goldes sein und mit einem Wink oder Druck mehr bewirken können als die eines Andern mit ihrem Goldregen. Auch verringert sich dies unsichtbare Gold nicht durch das Ausgeben. National-Oekonomen werden gut daran thun, dies eines Tages zu beachten, wiewohl sich solches Gold nicht zählen läßt.

Aber weiter. Das Wesen des Reichthums beruht auf seiner Herrschaft über die Menschen. Wenn daher der scheinbare oder nominelle Reichthum darin fehl geht, uns diese Macht zu verleihen, so ist er ein wesenloses Ding; er hört in der That auf, Reichthum zu sein. Es hat in jüngster Zeit in England nicht so ausgesehen, als wäre unsere Herrschaft über die Menschen eine absolute. Die Dienstboten zeigen einige

Geneigtheit, im Aufruhr in die obern Stockwerke zu dringen, unter dem Eindruck, daß man ihre Löhne nicht regelmäßig bezahlt. Ich möchte schlimme Befürchtungen für das Eigenthum eines Herren hegen, in dessen Salon sich dies einen Tag um den andern ereignet.

So auch scheint die Macht unseres Reichthums beschränkt zu sein, nicht blos in Bezug auf die Behaglichkeit der Dienstboten, sondern auch in Bezug auf ihr ruhiges Verhalten. Das Personal in der Küche sieht schlecht gekleidet, schmutzig und halb verhungert aus. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Reichthum des Haushalts einen theoretischen und papierenen Charakter hat.

Da nun Reichthum wesentlich Macht ist über die Menschen, sollte nicht hieraus folgen, daß je edler und zahlreicher die Menschen sind, worüber er Macht ausübt, um so größer der Reichthum sein müsse? Vielleicht dürfte sich nach reiferer Ueberlegung herausstellen, daß die Menschen selber thatsächlich der Reichthum *sind* — daß diese Goldstücke, womit wir gewohnt sind, sie zu lenken, thatsächlich nichts weiter sind, als eine Art sehr schöner und dem Barbaren ins Auge stechender byzantinischer Zügel oder Zierrat, womit wir die Geschöpfe zäumen, aber, wenn eben diese lebendigen Geschöpfe ohne byzantinischen Putz und Klingklang um Maul und Ohr gelenkt werden könnten,

sie selber werthvoller sein müßten als ihre Zügel. Vielleicht ließe sich in der That entdecken, daß die wahren Adern des Reichthums purpurn sind, nicht aber im Fels, sondern im Fleisch liegen — vielleicht auch, daß Zweck und Ziel alles Reichthums in der Aufgabe liegt, recht viele breitbrüstige, helläugige und glückselige Menschen aufzubringen. Unser moderner Reichthum, wie mich dünkt, hat eher eine entgegengesetzte Neigung: die meisten National-Oekonomen scheinen die Masse der Menschen als für den Reichthum nicht förderlich zu betrachten oder höchstens insofern, als sie aus einem Zustand des Elends nicht heraus können.

Nichtsdestoweniger, ich wiederhole es, ist es eine ernste Frage, deren Entscheidung ich dem Leser überlasse, ob neben andern nationalen Betrieben die Herstellung gut beschaffener Seelen sich nicht als höchst lohnend erweisen dürfte. Ja, ich kann mir sogar denken, daß in noch weit entfernter Zukunft, von der wir uns noch nicht träumen lassen, England jeden Gedanken auf besitzbaren Reichthum von sich weisen wird, als einen Begriff, der barbarischen Völkern eigen und aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, und daß es, während der Goldstaub des Indus und die Diamanten von Golkonda an der Schabracke des Schlachtrosses und dem Turban des Sklaven zu schimmern fortfahren, als eine christliche Mutter

schließlich sogar die Tugenden und Schätze einer heidnischen Mutter erlangen wird, um ihre Söhne mit den Worten vorzuführen:

„Dies sind meine Juwelen."

III.

Qui Judicatis Terram.

Veraltete Weisheit.

Einige Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung hinterließ ein jüdischer Kaufmann, der an der Goldküste ein reges Geschäft betrieben hatte und eines der größten Vermögen seiner Zeit erworben haben soll, zugleich auch wegen seines praktischen Sinnes eines großen Rufes genoß, in seinen Geschäftsbüchern einige allgemeine Bemerkungen über den Reichthum, die seltsamer Weise bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben. Die strebsamen Kaufherren des Mittelalters hielten sie in hoher Achtung, besonders die Venetier, welche in ihrer Bewunderung sogar soweit gingen, dem alten Juden an der Ecke eines ihrer wichtigsten öffentlichen Gebäude ein Standbild zu errichten. In neuerer Zeit sind

diese Schriften in Mißachtung gerathen, da sie in jeder Weise dem Geiste des modernen Handels widersprechen. Nichts destoweniger werde ich einige Stellen daraus anführen, theils weil sie wegen ihrer Neuheit den Leser interessiren möchten, aber hauptsächlich, weil sie ihm zeigen, daß es für einen höchst praktischen und gewinnsüchtigen Kaufmann trotz einer erfolgreichen Laufbahn möglich ist, jenen Grundsatz der Unterscheidung zwischen rechtmäßig und unrechtmäßig erworbenen Reichthum zu befolgen, bei dem wir im vorhergehenden Kapitel nur vorübergehend verweilten, den wir jedoch in diesem eingehend prüfen wollen. So z. B. sagt er an einer Stelle: „Schätze, mit Lügenzungen erworben, sind wie ein flüchtiger Hauch derer, die den Tod suchen.“ Dann fügt er an einer andern hinzu (er hat eine seltsame Art, seine Sprüche zu verdoppeln): „Frevelhaft erworbene Schätze dienen zu nichts; vom Tode errettet nur die Gerechtigkeit.“ Diese beiden Stellen sind beachtenswerth, insofern sie den Tod als das wirkliche Endergebniß jedes ungerechten Planes, reich zu werden, hinstellen. Wenn wir lesen statt „Lügenzungen“, „lügnerische Etiquette, Dokumente, Vorspiegelungen oder Ankündigungen“, dann leuchtet uns deutlicher ein, inwiefern die Worte auf das moderne Geschäftsleben passen. Das Aufsuchen des Todes drückt auf erhabene Weise den wahren Verlauf menschlicher

Bemühung bei solchem Geschäftsverfahren aus. Wir sprechen gewöhnlich so, als verfolgte der Tod uns und als versuchten wir, ihm zu entfliehen; aber dies geschieht nur in seltenen Fällen. Gewöhnlich verstellt er sich, macht er sich schön und allberückend, nicht wie die Königstochter herrlich im Innern, sondern äußerlich: sein Gewand ist von getriebenem Golde. Wir jagen wahnsinnig nach ihm unser Leben lang, er flieht oder versteckt sich vor uns. Und unser höchster Erfolg nach siebenzig Jahren besteht in nichts weiter, als daß wir ihn in seiner Ganzheit fassen und festhalten: Gewand, Asche und Stachel.

Ferner sagt der Kaufmann: „Wer den Armen drückt, um sich zu bereichern, wird sicherlich in Noth gerathen.“ Und stärker: „Beraube nicht den Armen, weil er arm ist, noch bedrücke ihn um des Geschäftes willen. Denn der Ewige streitet ihren Streit und raubt das Leben ihren Beraubern.“ Insbesonders ist dies „Berauben des Armen, weil er arm ist,“ die merkantile Form des Diebstahls und besteht darin, daß sie die Nothlage eines Menschen ausnützt, um seine Arbeit oder sein Eigenthum zu einem geringen Preise zu bekommen. Des gewöhnlichen Straßenräubers entgegengesetzte Art des Stehlens — die den Reichen zu berauben, weil er reich ist — scheint dem alten Kaufherrn nicht so häufig in den Sinn gekommen zu sein; wahrscheinlich deßhalb, weil

sie sich weniger lohnt und gefährlicher ist als das Berauben der Armen, und darum von klugen Menschen selten unternommen wird.

Aber die folgenden zwei Stellen sind um ihrer tiefen allgemeinen Bedeutung willen die merkwürdigsten:

„Der Reiche und der Arme begegneten einander: sie Alle schuf der Ewige."

„Der Reiche und der Arme begegneten einander: ihr Licht ist der Ewige."

Sie begegneten einander; buchstäblich: sie standen sich gegenseitig im Wege (obviaverunt).

Die Sonne der Gerechtigkeit.

Das heißt, daß die Wirkung und Gegenwirkung von Reichthum und Armuth, das Sichbegegnen von Angesicht zu Angesicht zwischen Reich und Arm ein ebenso nothwendiges und vorherbestimmtes Weltgesetz ist, wie daß die Flüsse in das Meer strömen oder die elektrischen Wolken ihre Kraft austauschen. — „Sie alle schuf der Ewige." Aber dieser Vorgang mag sich mild und gerecht oder zerstörend und verheerend ins Werk setzen; durch den Groll würgender Fluthen oder das Gefälle dienstbarer Wellen; in der Finsterniß des Donnerschlags oder durch die unversiegbare Kraft des lebendigen Feuers, weich und

gestaltenreich wie Liebeslaute aus weiter Ferne. Und was von allem dem sein soll, hängt davon ab, daß Beide, Reich und Arm, wissen, daß Gott ihr Licht ist, daß in dem Mysterium des menschlichen Lebens es kein anderes Licht giebt als dieses, worin sie einander ins Antlitz schauen und wonach sie leben können; ein Licht, das in einem andern Buche, worin des Kaufherrn Lebensregeln aufbewahrt sind, die „Sonne der Gerechtigkeit" genannt wird, von der gesagt wird, daß sie am Ende aufgehen werde „Mit Genesung in ihren Flügeln." Denn, fürwahr, diese Genesung kann nur vermittelst Gerechtigkeit möglich werden; weder Liebe noch Glaube noch Hoffnung bringen sie zu Wege; umsonst werden die Menschen lieben, umsonst glauben, wenn sie nicht vor allem gerecht sind. Der große Fehler der besten Menschen Generationen hindurch war der, zu meinen, daß den Armen geholfen werden könne durch das Geben von Almosen, durch das Predigen von Ausdauer und Geduld und durch alle anderen Mittel der Linderung und Versöhnung bis auf das, was Gott dazu erkoren hat: die Gerechtigkeit ...

Segensreicher Strom oder wilder Strudel.

Ich habe soeben von dem In-das-Meer-Fließen der Ströme gesprochen als einem die Wirkung des Reichthums theilweise veranschaulichenden Bilde.

In gewisser Hinsicht ist das Bild sogar ein vollkommenes. Der populäre National-Oekonom dünkt sich weise, weil er entdeckt haben will, daß der Reichthum oder die Formen des Besitzes im Allgemeinen dahin gehen müßten, wo sie gebraucht werden; daß, wo Nachfrage ist, auch das Angebot nachfolgen müsse. Er behauptet ferner, daß menschliche Gesetze diese Wirkung von Angebot und Nachfrage nicht verhindern könnten. Genau im selben Sinne und mit derselben Gewißheit strömen die Wasser auf Erden dahin, wo sie vonnöthen sind. Wo das Land sich senkt, dahin fließt das Wasser; menschlicher Wille kann weder den Flug der Wolken noch den Lauf der Flüsse hemmen. Aber ihre Verwerthung und Verwaltung kann durch menschliche Fürsorge bestimmt werden. Ob der Strom Fluch oder Segen bringen wird, hängt von des Menschen Arbeit und seiner ordnenden Geisteskraft ab. Jahrhunderte hindurch wurden große Gebiete der Erde mit reichem Boden und günstigem Klima durch die Wuth ihrer Flüsse verwüstet; waren nicht nur Wüsteneien, sondern Brutstätten der Pest. Der Strom, der, richtig geleitet, die Fluren sanft bewässert, die Lüfte gereinigt, Menschen und Vieh genährt und Lasten getragen haben würde, bedeckt jetzt die Ebene und verpestet die Lüfte; sein Odem ist Gift und sein Werk Hungersnoth. So geht dieser Reichthum „dahin,

wo man ihn braucht.“ Keine menschlichen Gesetze können seinen Lauf aufhalten, sie können ihn nur leiten und lenken; aber dies kann durch Kanäle und schützende Dämme so vollständig erreicht werden, daß heilsames Lebenswasser daraus wird: Reichthum aus der Hand der Weisheit; oder, wenn man ihn andererseits seinem zügellosen Lauf überläßt, kann man ihn zu dem machen, was er allzu oft gewesen ist: zur furchtbarsten und schlimmsten nationalen Plage, zum Wasser des Marah, welches die Wurzel aller Uebel nährt.

Die Wissenschaft des Reichwerdens und ihre Ethik.

Die Nothwendigkeit dieser Gesetze der Vertheilung oder Einschränkung läßt der moderne National-Oekonom seltsamer Weise bei der Difinition seiner „Wissenschaft“ außer Betracht. Er nennt sie kurzweg die „Wissenschaft vom Reichwerden“. Aber es giebt viele Wissenschaften und Künste, die vom Reichwerden handeln. Das Vergiften der Reichbegüterten war im Mittelalter, das Verfälschen von Nahrungsmitteln der Wenigbegüterten ist heutzutage eine vielfach angewendete Kunst. Die alte und ehrwürdige Hochlandsmethode des Schutzgeldes; das moderne und wenig ehrwürdige System, Waaren auf Kredit zu nehmen

und die vielfach verbesserten Methoden der Besitzaneignung, die wir auf allen Stufen der Betriebsamkeit bis herab zu den Taschenspielerkünsten dem Genius unserer Tage verdanken, alle kommen unter die allgemeine Rubrik der Wissenschaften und Künste des Reichwerdens. Aus allem dem geht also hervor, daß der populäre National-Oekonom den Charakter seiner Wissenschaft, die er par excellence die Wissenschaft des Reichwerdens nennt, durch gewisse kennzeichnende Merkmale einschränken muß. Ich hoffe, ihn nicht zu mißdeuten, wenn ich annehme, daß seine Wissenschaft die Wissenschaft ist vom „Reichwerden durch legale oder gerechte Mittel.“ Soll in dieser Definition das Wort „gerecht“ oder „legal“ beibehalten werden? Denn möglicherweise können bei gewissen Völkern oder unter gewissen Herrschern oder vermittelst des Beistands gewisser Advokaten Vorgänge legal sein, die nicht gerecht sind. Lassen wir daher das Wörtlein „gerecht“ in unserer Definition endgültig seinen Platz einnehmen, so macht die Aufnahme dieses einzigen Wörtchens in der Grammatik unserer Wissenschaft einen erheblichen Unterschied. Denn hieraus folgt alsdann, daß, um wissenschaftlich reich zu werden, es auf rechtmäßige Weise geschehen muß, und wir daher wissen müssen, was gerecht ist; so daß unsere Wirthschafts-Lehre nicht länger von Klugheit, sondern von Gerechtigkeitssinn und dieser von göttlichem,

nicht menschlichem Gesetze abhängig sein wird. Und diese Klugheit ist fürwahr von keinem niedern Range; sie schwebt gleichsam in Himmelslüften und blickt ewig nach dem Lichte, das von der Sonne der Gerechtigkeit ausgeht; daher Dante die Seelen, die sich besonders durch sie auszeichneten, als Sterne darstellt, welche am Himmel immerdar Adlersaugen bilden, da sie im Leben das Licht von der Finsterniß unterschieden haben und für die ganze Menschheit gleichsam das Licht des Körpers sind, welches das Auge ist; indeß jene Seelen, welche die Flügel des Vogels bilden (sie geben der Gerechtigkeit Macht und Herrschaft, da „Genesung in ihren Flügeln liegt“) die Himmelsinschrift im Lichte erscheinen lassen: „Diligite Justitiam Qui Judicatis Terram.“ Ihr, die Ihr richtet auf Erden, liebet nicht nur die Gerechtigkeit, sondern — man beachte — liebet sie fleißig und emsig; das heißt: zollt ihr eine Liebe, die emsig sucht und Auswahl trifft. . . . .

Absolute Gerechtigkeit ist freilich ebenso wenig erreichbar wie absolute Wahrheit; aber der Gerechte unterscheidet sich vom Ungerechten durch sein Verlangen und Streben nach Gerechtigkeit, gleichwie sich der Wahrheitsliebende vom Falschen durch sein Streben nach Wahrheit unterscheidet. Und obgleich absolute Gerechtigkeit unerreichbar bleibt, läßt sich doch so viel Gerechtigkeit, als wir für unsere praktischen Zwecke

nöthig haben, von allen denen erreichen, die danach streben.

Gerechter Lohnsatz.

Wir haben also im Verfolg unserer Aufgabe zu prüfen, was die Gesetze der Gerechtigkeit betreffs des Lohnes der Arbeit sind: diese Gesetze bilden keinen unwesentlichen Theil von den Grundlagen unserer Jurisprudenz.

Ich führte in meinem letzten Artikel den Begriff der Geldzahlung auf seine einfachsten und ursprünglichsten Bestandtheile zurück. Aus diesen Bestandtheilen lassen sich ihre Natur sowie die auf sie bezüglichen Forderungen der Gerechtigkeit am besten feststellen.

Wie oben dargelegt, beruht die Geldzahlung ursprünglich auf dem Versprechen, welches wir einem Menschen geben, der für uns arbeitet, daß wir ihm für die Zeit und Arbeit, die er heute in unserm Dienste hergiebt, ein gleich großes Maß von Zeit und Arbeit zu jeder beliebigen Zeit in Zukunft, wenn immer er sie begehren sollte, zur Verfügung stellen wollen. Wenn wir ihm versprechen, weniger zu geben als er uns gegeben hat, so zahlen wir ihm zu wenig. Wenn wir ihm mehr Arbeit versprechen als er uns gegeben hat, so zahlen wir ihm zu viel. Wenn im täglichen Geschäftsleben, nach den Gesetzen der Nach-

frage und des Angebots, zwei Menschen eine Arbeit thun wollen und nur einer sie will thun lassen, so unterbieten sie einander, und derjenige, dem sie zugeschlagen wird, wird ungenügend bezahlt. Aber wenn zwei Menschen die Arbeit wollen thun lassen und nur Einer da ist, sie zu verrichten, so überbieten die zwei ersteren einander und der Arbeiter wird überbezahlt.

Ich beabsichtige, diese beiden Punkte der Ungerechtigkeit nach einander zu prüfen; aber ich möchte zunächst, daß der Leser den zwischen ihnen beiden liegenden Grundsatz der richtigen oder gerechten Bezahlung genau verstehe.

Wenn wir Jemanden um einen Dienst bitten, so mag er ihn uns entweder freiwillig oder gegen Bezahlung gewähren. Freiwillige Dienstleistung kommt jetzt nicht in Betracht, sie ist eine Sache der Liebe, nicht des Handels. Aber wenn er Bezahlung für ihn verlangt und wir mit absoluter Gerechtigkeit verfahren wollen, so ist es klar, daß diese Gerechtigkeit nur darin bestehen kann, daß wir Zeit für Zeit, Kraft für Kraft und Geschicklichkeit für Geschicklichkeit geben. Wenn Jemand eine Stunde für uns arbeitet und wir nur versprechen, eine halbe Stunde für ihn zu arbeiten, so erlangen wir einen ungerechten Vortheil. Wenn wir andererseits versprechen, ein und eine halbe Stunde für ihn zu arbeiten, so erlangt er einen ungerechten

Vortheil. Die Gerechtigkeit beruht auf dem vollkommenen Austausch, oder falls überhaupt Rücksicht genommen wird auf die Lage der Parteien, so sollte sie gewiß nicht dem Arbeitgeber zutheil werden: sicherlich ist es kein vernünftiger Grund, daß ich Jemanden, weil er arm ist, für ein Pfund Brod, das er mir heute giebt, morgen weniger als ein Pfund Brod zurückgeben sollte; und ebenso wenig Grund, daß ich einem ungebildeten Menschen, der mir gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeit gewidmet hat, meinerseits weniger Kenntnisse und Geschicklichkeit dafür widmen sollte. Vielleicht daß es wünschenswerth oder wenigstens gnädig erscheinen dürfte, etwas mehr zu geben, als man empfangen hat. Aber gegenwärtig befassen wir uns nur mit dem Gesetz der Gerechtigkeit, das auf vollkommenem und gerechtem Austausch beruht. Nur ein Umstand widersetzt sich dieser einfachen Grundidee gerechter Bezahlung; insofern nämlich als (richtig geleitete) Arbeit fruchtbar wie Same ist, sollte die Frucht (oder wie man es nennt der „Zins") aus der zuerst geleisteten oder „vorgeschossenen" Arbeit in Betracht gezogen und ausgeglichen werden durch eine gewisse Mehr-Arbeit bei der darauffolgenden Zurückbezahlung. Nehmen wir an, die Rückzahlung fände am Ende des Jahres oder zu irgend einer andern Zeit statt, so könnte man annähernd genau diese Berechnung machen; aber da die Bezah-

lung in der Geldform als Baargeld keinerlei Bezug auf die Zeit hat (denn es steht dem Bezahlten frei, das Empfangene sofort oder erst nach einer Anzahl von Jahren zu verausgaben), so dürfen wir im allgemeinen nur annehmen, daß man demjenigen, der die Arbeit vorschießt, gerechterweise einen kleinen Vortheil gewähren sollte, so daß die typische Form des Handels die sein wird: Wenn du mir heute eine Stunde giebst, so gebe ich dir eine Stunde und 5 Minuten auf Verlangen zurück. Wenn du mir ein Pfund Brod heute giebst, so gebe ich dir 17 Unzen auf Verlangen zurück, u. s. f. Alles was der Leser zu beachten hat, ist, daß der zurückerstattete Betrag billiger Weise mindestens nicht geringer sei als der gegebene.

Die abstrakte Idee in Bezug auf gerechte Arbeitslöhne ist somit die, daß sie einer Geldsumme gleichkomme, welche dem Arbeiter zu jeder beliebigen Zeit mindestens so viel Arbeit — eher mehr als weniger — verschafft, als er hergegeben hat. Und diese Anständigkeit und Gerechtigkeit bei der Bezahlung ist, wohlverstanden, ganz und gar unabhängig von der Anzahl Leute, die sich um die Arbeit bewerben. Ich brauche ein Hufeisen für mein Pferd. Es mögen 20 oder 20,000 es schmieden wollen; ihre Anzahl beeinflußt nicht um ein Jota die Forderung, daß Derjenige, der es schmiedet, gerechte Zahlung dafür erhalte. Es kostet ihn eine Viertelstunde seines Lebens und so

und so viel Geschicklichkeit und Kraft der Arme, das Hufeisen für mich zu machen. Somit bin ich billigermaßen verpflichtet, ihm in zukünftiger Zeit eine Viertelstunde (und noch einige Minuten mehr) von meinem Leben (oder von dem eines Andern, der mir zur Verfügung steht) und ebenso viel oder noch etwas mehr Muskelkraft und Geschicklichkeit zu geben, um das zu thun, was der Schmied nöthig haben mag.

Diese abstrakte Theorie der gerechten Bezahlung wird in der Praxis dadurch modifizirt, daß die in Zahlung gegebene Anweisung auf Arbeit eine allgemeine, die empfangene Arbeit hingegen eine spezielle ist. Das Geld der Währung in Metall oder Papier ist thatsächlich eine Anweisung an die Nation auf so viel Arbeit irgend welcher Art; und diese allgemeine Anwendbarkeit für den sofortigen Bedarf macht sie um so viel werthvoller als spezielle Arbeit sein kann, weil eine Anweisung auf eine geringere Quantität allgemeiner Arbeit stets als ein gerechter Ersatz für eine größere Quantität spezieller Arbeit angenommen werden wird. Jeder einzelne Handwerker giebt jeder Zeit gerne eine Stunde eigener Arbeitskraft her, um über eine halbe Stunde oder noch viel weniger nationale Arbeit verfügen zu können. Diese Quelle der Ungewißheit nebst der Schwierigkeit den Geldwerth irgend einer Geschicklichkeit zu bestimmen, machen es zu einer höchst verwickelten Sache, die Löhne für irgend eine

Arbeit in Geld der Währung auch nur annähernd auszudrücken. Aber der Grundsatz des Austauschs wird davon nicht betroffen. Es mag der Werth einer Arbeit nicht leicht festzustellen sein; aber sie hat ihren Werth, der gerade so bestimmt und wirklich als das spezifische Gewicht einer Substanz, wiewohl dieses spezifische Gewicht nicht leicht zu ermitteln ist, wenn die Substanz mit vielen andern Substanzen verschmolzen ist. Auch liegt darin, sie zu bestimmen, weniger Schwierigkeit oder Zufall als in der Bestimmung der Maxima und Minima der gewöhnlichen National-Oekonomie. Es giebt wenige Geschäfte, bei welchen der Käufer es einigermaßen genau herausfinden könnte, daß der Verkäufer sich mit weniger nicht zufrieden gegeben hätte; oder der Verkäufer mehr als ein behagliches Trostgefühl erlangen könnte, daß der Käufer nicht mehr gegeben haben würde. Die Unmöglichkeit, dies genau zu wissen, hindert keinen von beiden am Bestreben, den andern möglichst zu peinigen und zu schädigen, noch daran, den Grundsatz, möglichst billig zu kaufen und möglichst theuer zu verkaufen, als einen wissenschaftlichen zu betrachten, wiewohl er nicht sagen kann, was das möglichst Geringste oder Höchste sein mag. Auf gleiche Weise legt ein gerechter Mensch es als einen wissenschaftlichen Grundsatz fest, daß er verpflichtet ist, einen gerechten Preis zu zahlen, und ohne im Stande zu sein, die Grenzen eines solchen Preises

genau zu ergründen, wird er sich dennoch bemühen, ihm möglichst nahe zu kommen. Eine praktisch brauchbare Annäherung kann er erreichen. Es ist wissenschaftlich leichter festzustellen, was Jemand für seine Arbeit haben sollte, als was seine äußersten Bedürfnisse ihn dafür zu nehmen zwingen. Seine äußersten Bedürfnisse kann man nur auf empirischem, aber was ihm gebührt nur auf analytischem Wege feststellen. In dem einen Falle hält man die Antwort gegen die Summe wie ein verlegener Schuljunge, bis man eine passende findet; in dem anderen gelangt man mit Hilfe der Rechenkunst zu einem Resultat, das innerhalb gewisser Grenzen gilt.

Die Wirkung gerechter und ungerechter Bezahlung.

Angenommen, der gerechte Lohn für eine gewisse Arbeit sei festgestellt, und wir prüften alsdann die nächsten Folgen gerechter und ungerechter Bezahlung zu Gunsten des Arbeitgebers, d. h. wenn zwei Leute die Arbeit thun wollen und nur Einer sie will thun lassen.

Der ungerechte Arbeitgeber zwingt die Beiden, sich zu unterbieten, bis er ihre Forderungen auf den niedrigsten Punkt herabgedrückt hat. Nehmen wir an, der billigste von ihnen wäre bereit, die Arbeit für die Hälfte des gerechten Preises zu thun.

Der Arbeitgeber beschäftigt diesen und nicht den Andern. Die unmittelbare Folge hiervon ist, daß einer der Beiden unbeschäftigt bleibt oder dem Verhungern preisgegeben ist, genau so wie das aus dem gerechten Verfahren folgt, wonach der bessere Arbeiter einen anständigen Lohn erhält. Die verschiedenen Gegner, die sich bemühten, die Aufstellungen meines ersten Artikels zu entkräften, sahen dies nicht ein und setzten voraus, daß der ungerechte Arbeitgeber Beide beschäftigt. Er beschäftigt Beide ebenso wenig wie der gerechte Arbeitgeber. Der einzige Unterschied (von Anbeginn) ist der, daß der Gerechte genügend, der Ungerechte ungenügend für die Arbeit des Einen, der beschäftigt wird, bezahlt.

Ich sage „von Anbeginn", denn dieser erste und klar hervortretende Unterschied ist nicht der thatsächliche. Durch das ungerechte Verfahren verbleibt die Hälfte des rechtmäßigen Arbeitslohns in Händen des Arbeitgebers; und dies setzt ihn in den Stand, einen andern Mann zum selben ungerechten Preis für irgend eine andere Arbeit zu dingen. Das Endergebniß ist dies, daß zwei Leute zum halben Preis für ihn arbeiten und zwei ohne Beschäftigung sind.

Durch das gerechte Verfahren gelangt der ganze Lohn für das erste Stück Arbeit in die Hände dessen, der sie schafft. Da kein Mehrertrag in den Händen des Arbeitgebers verbleibt, so kann er keinen andern

Menschen für eine zweite Arbeit anstellen. Aber genau um so viel, als seine Macht verringert wird, wächst die Macht des von ihm beschäftigten Arbeiters; d. h. um die zweite Hälfte des empfangenen Lohnes. Diese zweite Hälfte giebt diesem die Macht, einen andern Menschen in seinem Dienst zu beschäftigen. Nehmen wir für den Augenblick den ungünstigsten, wiewohl ganz wahrscheinlichen Fall an, daß er, obgleich selber gerecht behandelt, es gegen seinen Untergebenen nicht ist und ihn, wenn er kann, zum halben Lohne dingen wird. Aus allem dem folgt schließlich, daß ein Mann für den Arbeitgeber um einen gerechten, ein zweiter für den Arbeiter um den halben Lohn arbeitet und zwei Leute wie im ersten Falle ohne Beschäftigung sind. Diese zwei Leute bleiben in beiden Fällen ohne Beschäftigung. Der Unterschied zwischen dem gerechten und dem ungerechten Verfahren liegt nicht in der Anzahl der gedungenen Menschen, sondern in dem ihnen gezahlten Lohne, wie in den Personen, die ihn zahlen. Der wesentliche Unterschied, den ich dem Leser einschärfen möchte, ist der, daß in dem ungerechten Falle zwei Menschen für einen, den ersten Arbeitgeber, arbeiten. In dem gerechten Falle arbeitet Einer für den ersten Arbeitgeber, Einer für dessen Arbeiter und so fort, abwärts oder aufwärts an den verschiedenen Stufen der Dienstleiter entlang, wobei der Einfluß durch Gerechtigkeit gefördert, durch Ungerechtigkeit gehemmt

wird. Die allgemeine und stetige Wirkung der Gerechtigkeit ist die, daß sie die Macht des in der Hand eines Individuums liegenden Reichthums über Menschenmassen verringert und sie an eine Reihe von Menschen vertheilt. Die durch den Reichthum thatsächlich ausgeübte Macht ist in beiden Fällen die gleiche; aber durch die Ungerechtigkeit wird alle Macht in die Hände eines einzigen Menschen gelegt, so daß er zugleich und mit gleichem Druck die Arbeit vieler ihn umgebender Menschen leitet. Bei gerechtem Verfahren darf er nur die Nächsten beeinflussen; von denen die durch neue Geister bestimmte Macht des Reichthums mit verminderter Kraft zu andern übergeht, bis sie sich schließlich erschöpft.

Die Früchte der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit hat darum in dieser Hinsicht die unmittelbare Wirkung, die Macht des Reichthums zu verringern, erstens bei dem Erwerb von Luxusgegenständen, und zweitens bei der Ausübung eines sittlichen Einflusses. Der Arbeitgeber kann so weder Massenarbeit im eigenen Interesse verwenden noch den Geist einer Masse seinem eigenen Willen unterordnen. Aber die mittelbare Wirkung der Gerechtigkeit ist nicht minder wichtig. Die ungenügende Bezahlung einer Gruppe für einen Arbeitgeber schaffen-

der Leute bringt jeden Einzelnen von ihnen in die denkbar größte Schwierigkeit, sich über seine eigene Stellung hinaus erheben zu können. Es liegt in der Natur des Systems, jedes Fortschreiten zu hemmen. Aber die genügende oder gerechte Bezahlung über eine absteigende Reihe von Arbeits- oder Dienstleistung vertheilt, bietet jeder untergeordneten Person eine billige und genügende Gelegenheit, auf der gesellschaftlichen Leiter emporzuklimmen, wenn er es thun will, und vermindert somit nicht nur die unmittelbare Macht des Reichthums, sondern räumt auch die schlimmsten Uebelstände der Armuth aus dem Weg.

Von diesem zentralen Problem hängt schließlich das ganze Geschick des Arbeiters ab. Zweitens sind scheinbar manche minder wichtige Interessen damit verknüpft, aber sie alle lassen sich daraus ableiten. So ruft es z. B. unter der niedern Klasse oft beträchtliche Aufregung hervor, wenn sie gewahr wird, welchen Steuerantheil sie nominell, und allem Anschein nach thatsächlich aus ihren Löhnen zahlt (ich glaube 35 oder 40%). Dies klingt sehr hart, aber in Wirklichkeit zahlt es nicht der Arbeiter, sondern der Arbeitgeber. Wenn der Arbeitgeber sie nicht zu zahlen hätte, so würde sein Lohn genau um dieselbe Summe geringer sein; der Wettbewerb würde ihn auf den niedrigsten Satz herabdrücken, der zum Leben eben noch möglich ist.

Das Schicksal der Armen hängt vor allem immer von der einen Frage ab: welcher Lohn ihnen gebührt. Ihr Elend (als Folge von Trägheit, Vergehen oder Verbrechen freilich ausgenommen) entsteht im Großen und Ganzen aus den zwei wechselseitig auf einander wirkenden Kräften: dem Wettbewerb und der Bedrückung. Weder giebt es eine wirkliche Uebervölkerung in der Welt, noch wird es eine in Jahrhunderten geben; aber es giebt eine örtliche Uebervölkerung oder genauer ausgedrückt, eine Bevölkerung, die unter den bestehenden Umständen aus Mangel an Voraussicht und infolge unzulänglicher Verwaltung an den einzelnen Orten unlenkbar ist und von dem Druck des Wettbewerbs sich betroffen zeigt; das Ausnützen dieses Wettbewerbs seitens des Käufers, um die Arbeit ungerecht billig zu bekommen, beschleunigt sowohl das Elend dieser Bevölkerung als sein eigenes; denn bei dieser — und wie ich glaube, bei jeder — Art Sklaverei leidet der Unterdrücker schließlich mehr als der Unterdrückte und jene herrlichen Worte Pope's bleiben trotz aller ihrer Macht hinter der Wahrheit zurück:

„Geldsäcke lieben — seien wir gerecht —
Nicht minder sich als ihren Nachbarn schlecht.
Zum Schacht verdammt, ein gleiches Schicksal harrt
Des Sklaven, der da gräbt und dessen der da scharrt.“

Dem Verdienste seine Krone.

Sollten jedoch gewisse Schlüsse, die sich aus unserer Untersuchung ergeben, dem Leser Furcht einflößen, als nähmen sie gegen die Macht des Reichthums gemeinsam mit dem Kommunismus Stellung, so möchte ich ihn über einige Hauptpunkte, die mir vorschweben, aufklären.

Ob der Kommunismus in der Armee und der Flotte, (wo nach meinen Grundsätzen bezahlt wird) oder unter den Fabrikarbeitern, (die nach den Grundsätzen meiner Gegner bezahlt werden), größere Fortschritte gemacht hat. Dies zu ergründen und sich darüber auszusprechen überlasse ich meinen Gegnern. Zu welchem Schluß sie auch kommen mögen, ich glaube nur Folgendes erwidern zu müssen: Wenn ich während meiner ganzen litterarischen Thätigkeit mehr Nachdruck auf einen Punkt als auf einen andern gelegt habe, so ist es der, daß Gleichheit unmöglich ist. Mein Augenmerk war stets darauf gerichtet, die Ueberlegenheit gewisser Menschen über Andere, zuweilen sogar eines einzelnen Menschen über alle Andern hervorzuheben; wie auch auf das Rathsame hinzuweisen, solchen Menschen oder einem solchen Menschen die Macht zu übertragen, nach ihrem bessern Wissen und vernünftigerem Willen die weniger Tüchtigen zu lenken und zu leiten, ja diesen gelegentlich Zwang aufzuerlegen

und sie zu unterwerfen. Meine volkswirthschaftlichen Grundsätze waren alle in einem einzigen Satz enthalten, den ich vor drei Jahren in Manchester ausgesprochen habe: „Soldaten des Pflugs sowohl als Soldaten des Schwerts" und sie waren alle zusammengefaßt in einem einzigen Satze des letzten Bandes der „Modern Painters": „Regieren und Zusammenwirken sind in allen Dingen die Gesetze des Lebens, Anarchie und Wettbewerb diejenigen des Todes."

Und was die Art betrifft, wie die Sicherheit des Besitzes von diesen allgemeinen Grundsätzen betroffen wird, so bin ich so weit davon entfernt, diese Sicherheit zu schwächen, daß mein Büchlein, wie sich zeigen wird, vielmehr schließlich darauf ausgeht, den Bereich des sicheren Besitzes auszudehnen; und während man schon lange wußte und erklärte, daß die Armen kein Anrecht auf das Eigenthum der Reichen haben, wünschte ich, daß man ebenfalls wisse und erkläre, daß die Reichen kein Anrecht auf das Eigenthum der Armen haben.

Die Apotheose des Mammon.

Aber ich läugne nicht, daß das System, dessen Entwicklung ich mir zur Aufgabe gemacht, auf vielfache Weise die offenbare und mittelbare, wenn auch nicht die ungesehene und unmittelbare Macht

des Reichthums als Göttin des Genusses wie als Herrin der Arbeit kürzen werde: vielmehr gebe ich dies mit aller Freudigkeit zu, weil ich weiß, daß die Anziehungskraft des Reichthums bereits zu stark und seine Autorität für die Vernunft der Menschen bereits zu mächtig geworden ist. Ich sagte in meinem letzten Aufsatz, daß nichts in der Geschichte für den menschlichen Geist so schmachvoll gewesen sei wie die Thatsache, daß wir diese gewöhnlichen Lehren der National-Oekonomie als Wissenschaft aufgenommen haben. Ich habe viele Gründe, dies zu sagen, aber einen der hauptsächlichsten will ich mit wenigen Worten aussprechen. Mir ist kein früheres Beispiel in der Geschichte einer Nation bekannt, wobei diese ein System des Ungehorsams gegen die ersten Grundsätze ihrer anerkannten Religion begründet hätte. Die Bücher, die wir in Worten als göttlich achten, brandmarken die Liebe zum Geld nicht nur als die Quelle jeglichen Uebels und als ein von der Gottheit verabscheutes Götzenthum, sondern sie erklären den Mammondienst als den geraden und unversöhnbaren Gegensatz des Dienstes Gottes; und wo immer sie von absolutem Reichthum und absoluter Armuth sprechen, verkünden sie Wehe dem Reichen und Heil dem Armen. Woraufhin wir ohne Weiteres eine Wissenschaft vom Reichwerden als den kürzesten Weg zur nationalen Wohlfahrt begründen.

Tai Christian dannerà l'Etiòpe,
Quando si partiranno i due collegi,
L'UNO IN ETERNO RICCO, E L'ALTRO INOPE.

IV.

Ad Valorem.

National-Oekonomische Trugschlüsse.

Wir haben im letzen Kapitel gesehen, daß der gerechte Arbeitslohn in einer Summe besteht, die eine annähernd gleichwertige Arbeit in der Zukunft zu kaufen vermag. Wir wollen nun die Mittel prüfen, die solchen Gleichwerth verschaffen. Die Frage schließt in sich die Definitionen von Werth, Reichthum und Waare.

Bisher ist keiner dieser Begriffe in einer für das Publikum klar verständlichen Weise definirt worden. Aber das Wort: Waare, von dem man meinen sollte, es wäre das klarste von allen, wird mit der größten Unbestimmtheit gebraucht, und eine Erörterung über die dem Worte in seiner jetzigen Anwendung anhaftende Unbestimmtheit wird unsere Arbeit am Besten vorwärts bringen.

In dem Capitel seines Buches, in welchem Mill vom Kapital spricht, (I. 4, I.) führt er als Beispiel eines Kapitalisten einen Eisenwaaren-Fabrikanten an, der seine Absicht, einen gewissen Theil seines geschäftlichen Nutzens für Silbergeschirr und Juwelen auszugeben, aufgiebt, und „damit Löhne an neu angestellte Arbeiter zahlt". Dies, wie Mill sagt, bewirkt „daß produktiveren Arbeitern mehr Nahrung zugewendet wird".

Nun frage ich nicht, wiewohl, wenn ich diesen Satz geschrieben hätte, man mich sicherlich gefragt hätte: was soll aus den Silberschmieden werden? Wenn sie wirklich unproduktive Menschen sind, so werden wir uns zufrieden geben, daß sie untergehen; und obgleich an einer andern Stelle desselben Abschnitts angenommen wird, daß der Eisenwaaren-Fabrikant auch eine Anzahl Dienstboten entläßt, „deren Nahrung dadurch für produktivere Zwecke frei wird", so will ich die Frage nicht weiter verfolgen, welche Wirkung diese Entziehung ihrer Nahrung auf die Dienstboten ausüben wird. Aber ich erhebe die höchst wichtige Frage weshalb die Eisenwaare ein wirthschaftliches Gut ist, nicht aber das Silbergeschirr. Daß der Fabrikant das eine in eigenen Gebrauch nimmt, das andere aber verkauft, bildet sicherlich nicht den Unterschied, außer, wenn gezeigt werden könnte, was Geschäftsleute allerdings, wie ich bemerke, mehr und mehr

sich bemühen nachzuweisen, daß Waaren zum Verkauf, nicht zum Verbrauch angefertigt werden. Der Kaufmann ist in dem einen Falle dem Konsumenten gegenüber ein Zwischenhändler, in dem andern dagegen selber der Konsument, aber die Arbeiter sind in beiden Fällen ebenso sehr produktiv, da sie ja Waaren von gleichem Werthe producirt haben, wenn das Eisen und das Silbergeschirr beides Waaren sind.

Aber welcher Unterschied trennt sie? Es ist allerdings möglich, daß in der „vergleichsweisen Werthbemessung des Moralisten", womit, wie Mill sagt, die National-Oekonomie nichts zu thun hat (III. 1, 2), eine Gabel aus Stahl ein werthvolleres Gut sein mag als eine silberne; wir können auch zugeben, daß Gabeln und Sensen und Pflüge nicht weniger als Messer brauchbare Artikel sind. Wie aber steht es mit Bajonetten? Nehmen wir an, daß der Eisenwaaren-Fabrikant, um große Verkäufe von diesen zu bewirken, die Nahrung seiner Dienstboten und seines Silberschmiedes „frei macht": beschäftigt er immer noch produktive Arbeiter oder, wie Mill sich ausdrückt, Arbeiter, die „den Vorrath dauernder Genußmittel mehren?" (I. 3, 4) Oder wenn er statt Bayonette Bomben fabriziert, wird nicht der absolute und endgültige „Genuß" dieser so nachdrücklich produktiven Artikel davon abhängen, daß man betreffs Zeit und Ort eine richtige Wahl für ihre „Niederkunft" trifft; eine Wahl,

die von jenen philosophischen Betrachtungen abhängt, womit die National-Oekonomie nichts zu thun hat?

Mir würde es leid thun, Widersprüche in irgend einem Theil des Mill'schen Werks nachzuweisen, wenn nicht gerade der Werth seines Werkes aus seinen Widersprüchen herrührte. Ihm gebührt die Ehre unter den National-Oekonomen, weil er sich unbedacht von den aufgestellten Grundsätzen lossagt und moralische Betrachtungen einführt, mit denen seine Wissenschaft, wie er erklärt, nichts zu thun habe. Viele seiner Kapitel sind darum wahr und werthvoll, und von seinen Schlußfolgerungen habe ich nur diejenigen zu bestreiten, welche sich aus seinen Prämissen ergeben.

So ist z. B. die Idee, worauf die eben geprüfte Stelle beruht, nämlich, daß die zur Produktion von Luxusgegenständen verwendete Arbeit nicht so viele Leute erhält wie die zur Produktion nützlicher Dinge verwendete, durchaus wahr; aber das angeführte Beispiel hält nicht Stich, und zwar gleichzeitig nach vier Richtungen hin, weil Mill die wahre Bedeutung von Nützlichkeit nicht definiert hat. Die von ihm gegebene Definition — „die Fähigkeit, einen Wunsch zu befriedigen oder einem Zwecke zu dienen" (III. 1, 2) — paßt ebenso sehr auf Eisen wie auf Silber, wohingegen die wahre Definition, die er nicht gegeben hat, welche aber in seinem Geiste dennoch der in ihren Worten falschen Definition zu Grunde liegt und zufälliger-

weise mehrmals zum Vorschein kommt (wie in den Worten „jede Stütze für Leben und Kraft,“ I. 1, 5) paßt auf gewisse Artikel aus Eisen, aber nicht auf andere; ferner auf gewisse Artikel aus Silber, nicht auf andere. Es paßt auf Pflüge, aber nicht auf Bajonette, auf Gabeln, aber nicht auf Filigran (d. h. Zierrath, der nicht auf Kunst, sondern auf verwickelter Arbeit beruht).

Indem wir die richtigen Definitionen aufzustellen suchen, bekommen wir die Antwort auf unsere erste Frage: „Was ist Werth?“ Worüber wir jedoch zuerst die populären Ansichten hören müssen.

Das Wort „Werth“ ohne jedes Beiwort bedeutet in der National-Oekonomie immer Tauschwerth (Mill III. 1, 3). So daß, wenn zwei Schiffe ihre Ruder nicht umtauschen können, diese, nach dem national-ökonomischen Sprachgebrauch für Beide keinen Werth besitzen.

Aber „der Gegenstand der National-Oekonomie ist der Reichthum“. (Vorwort, Seite I.) Und dieser „besteht aus allen nützlichen und angenehmen Gegenständen, welche Tauschwerth haben.“ (Vorwort, S. 10.)

Es scheint also, als ob nach der Ansicht Mill's Nützlichkeit und Annehmlichkeit dem Tauschwerth zu Grunde liegen und an den Dingen nachgewiesen werden müssen, bevor wir es als zum Reichthum gehörig betrachten.

Nun hängt der ökonomische Nutzen einer Sache nicht blos ab von ihrer eigenen Natur, sondern von der Anzahl Leute, die sie brauchen können und wollen. Ein Pferd ist nutzlos und deßhalb unverkaufbar, wenn Niemand es reiten, ein Schwert, wenn Niemand es führen, und Fleisch, wenn Niemand es essen kann; deßhalb hängt jede materielle Nutzbarkeit von ihrer bezüglichen menschlichen Fähigkeit ab.

Und auf ähnliche Weise hängt die Annehmlichkeit einer Sache nicht blos ab von ihrem Eigenwerth, sondern von der Anzahl Leute, die bestimmt werden können, ihn zu empfinden. Deßhalb muß die National-Oekonomie als Wissenschaft vom Reichthum eine Wissenschaft sein, die von menschlichen Neigungen und Fähigkeiten handelt. Doch haben moralische Betrachtungen nichts mit National-Oekonomie zu thun. (Mill: III. 1, 2). Demgemäß haben moralische Betrachtungen nichts mit menschlichen Fähigkeiten und Neigungen zu thun. Wir sagen diese Schlußfolgerungen der Mill' schen Lehren nicht ganz zu. . . Suchen wir eine richtige Definition.

Definition des Wortes „Werth".

Man legt seit Jahrhunderten großes Gewicht auf den Werth unserer englischen klassischen Erziehung. Es wäre zu wünschen, daß unsere gebildeten Kaufleute sich aus dem lateinischen Unterricht ihrer Schulzeit

erinnerten, daß der Nominativ von valorem (ein Wort, das ihnen bereits hinreichend geläufig ist), valor ist; ein Wort, mit dem sie deshalb vertraut sein sollten. Valor, von valere, gesund oder stark sein — stark im Leben, oder tapfer, wenn auf einen Menschen bezüglich; stark für das Leben, oder werthvoll, wenn auf Dinge bezüglich. Werthvoll sein heißt deshalb: sich im Leben bewähren.[1]

Ein wahrhaft werthvolles Ding, ein solches, das sich bewährt, ist dasjenige, welches mit seiner ganzen Kraft auf den Weg des Lebens führt. In dem Maße als es das nicht thut oder seine Kraft sich verringert, ist es weniger werthvoll; in dem Maße, als es vom Leben abseits führt, ist es werthlos oder unheilvoll.

Der Werth eines Dinges ist deshalb unabhängig von der öffentlichen Meinung und seiner Masse. Was man darüber denken oder so viel man davon erlangen mag, der Werth eines Dinges an sich wird weder größer noch geringer. Es bewährt sich jeder Zeit, oder es bewährt sich nicht; kein Gutdünken kann

---

[1] Nach Kluges etymol. Wörterbuch ist es denkbar, daß unser deutsches Wort Werth in Beziehung steht zu wahren, indog. Wurzel „wor" (ansehen, anschauen), wozu Werth eine partizipielle Ableitung im Sinne von geschätzt sein könnte. Demnach nennt auch unsere Sprache wie die englische ein Ding werthvoll, welches das Leben wahrt oder sich im Leben bewährt.

Der Uebersetzer.

die Macht erhöhen, die es vom Schöpfer der Dinge und Menschen empfangen hat, keine Mißachtung kann sie verringern.

Die wirkliche Wissenschaft der National-Oekonomie, welche man noch von der Pseudo-Wissenschaft muß unterscheiden lernen, wie Medizin vom Hexenwesen und Astronomie von Astrologie, ist diejenige, welche die Nationen lehrt, die Dinge zu begehren und hervorzubringen, die das Leben fördern, welche sie lehrt, die zu meiden und zu vernichten, die zum Verderben führen. In ihrer Kindheit mögen die Völker unwesentliche Dinge wie Auswüchse an Austern und weiße und rothe Steine für werthvoll gehalten haben; sie mögen viel Arbeitskraft, die der Erhaltung und Veredlung des Lebens hätte gewidmet werden sollen, darauf verwendet haben, jene Dinge aus der Meerestiefe heraufzuholen oder auszugraben und vielgestaltig zu schleifen; sie mögen in derselben Periode der Kindheit kostbare Dinge, wie Luft, Licht und Reinlichkeit, für werthlos gehalten oder endlich geglaubt haben, es sei klug, das was ihr eigenes Dasein stützt, wodurch allein sie etwas besitzen oder gebrauchen können, wie z. B. Frieden, Zuversicht und Liebe, bei günstigem Markte gegen Gold, Eisen oder Perlen auszutauschen; aber die wirkliche und echte Wissenschaft der National-Oekonomie lehrt, was eitel und was wahrhaftig ist und wie der Dienst, der dem

Tode, dem Gotte der Zerstörung und der ewigen Nichtigkeit dient, sich von der Zucht unterscheidet, die der Weisheit, der Göttin des Heils und dauernden Fülle dient; sie ist es, die da sagt: „Meinen Freunden, die mich lieben, will ich Besitz verleihen und Schätze geben.“

Definition des Wortes „Reichthum“.

Göttin des Heils — Madonna della Salute: von ihr spricht man gewöhnlich, als ob sie vom Reichthum getrennt wäre, doch bildet sie einen wesentlichen Theil desselben. Das Wort „Reichthum“ haben wir zunächst zu definiren.

Reich sein, sagt Mill, „heißt, einen großen Vorrath nützlicher Dinge haben.“

Ich lasse diese Definition gelten, nur wollen wir uns ganz klar darüber werden. Meine Gegner beklagen sich oft darüber, daß ich ihnen nicht genug Logik gebe. Ich fürchte, daß ich jetzt ein wenig mehr Logik brauchen muß, als sie mögen; aber die Aufgabe der National-Oekonomie ist keine leichte, und wir dürfen keine unbestimmten Begriffe darin gelten lassen.

Wir müssen deshalb, erstens, in Bezug auf die obige Definition festzustellen suchen, was man unter „haben“ oder unter Besitz versteht. Alsdann, was man unter „nützlich“ oder Nützlichkeit zu verstehen hat.

Zunächst vom Besitz. Wo sich die Querschiffe des Mailänder Domes schneiden, hat seit dreihundert Jahren der einbalsamirte Körper des St. Carlo Borromeo gelegen. Er hält einen goldenen Bischofsstab und hat ein Smaragdkreuz auf der Brust. Zugegeben, daß der Bischofsstab und die Smaragden nützliche Gegenstände seien; darf man annehmen, daß der Körper sie besitzt? Gehören sie ihm im nationalökonomischen Sinn an? Wenn nicht, und wenn wir allgemein daraus folgern dürfen, daß ein Leichnam kein Eigenthum besitzen kann; bis zu welchem Grad und wie lange muß ein Körper beseelt sein, um Besitz möglich zu machen?

Z. B.: Einer der Passagire schnallte sich jüngst bei dem Schiffbruch eines californischen Dampfers einen Gurt mit L 200 um den Leib, womit man ihn nachher in der Tiefe auffand. Hatte er, als er versank, das Gold, oder hatte das Gold ihn?

Und wenn er nicht durch das Gewicht des Goldes in die See heruntergezogen worden wäre und, statt dessen, das Gold seinen Kopf getroffen und dadurch eine unheilbare Krankheit wie Gehirnlähmung oder Wahnsinn erzeugt hätte, würde das Gold dann mehr als im ersten Falle ein „Besitz“ gewesen sein?

Ohne daß ich die Frage weiter verfolge und Beispiele heranziehe, bei denen sich die Lebenskraft stufenweise über das Gold erhebt, wird der Leser, wie ich

annehme, einsehen, daß „Besitz“ oder „haben“ keine absolute, sondern eine abgestufte Macht ist und nicht nur in der Masse und Natur des Gegenstandes besteht, sondern in noch weit größerem Umfang in seiner Angemessenheit für den Besitzer und in dessen Fähigkeit, ihn zu gebrauchen.

Unsere erweiterte Definition von Reichthum lautet nun: „der Besitz von nützlichen Gegenständen, die wir benutzen können“. Dies ist eine wesentliche Aenderung; denn Reichthum hängt nun nicht mehr von einem „Haben“, sondern von einem „Können“ ab. Des Gladiatoren Tod hängt ab von einem „habet“; aber des Soldaten Sieg und das Heil des Staates von einem „quo plurimum posset“. (Liv. VII. 6.) Und was früher blos als ein Aufstapeln von Güter betrachtet wurde, erfordert, wie sich zeigt, auch ein Aufstapeln von Fähigkeiten.

So viel von unserm Zeitwort „haben“. Nun gehen wir zu dem Adjektiv „nützlich“ über. Was ist seine Bedeutung? Diese Frage hängt mit der letzten eng zusammen. Denn was in Händen gewisser Leute nützlich oder brauchbar ist, kann in den Händen Anderer unnütz oder mißbraucht werden. Und weit mehr von dem Menschen als vom Gegenstande hängt es ab, ob dieser richtig gebraucht — nützlich, oder mißbraucht — nutzlos werde. So heißt der Wein, welchen die Griechen in ihrem Bacchus mit Recht als

Typus aller Leidenschaft verkörperten und der, richtig gebraucht, „Gott und Menschen erfreut" (d. h. sowohl das göttliche Leben oder die Vernunft als das irdische Leben oder die Leibeskraft stärkt), mißbraucht, „Dionysos" und ist als solcher besonders für den göttlichen Theil des Menschen, für seine Vernunft, verderblich. Und wiederum kann der Körper selbst richtig gebraucht oder mißbraucht werden. Unter richtiger Zucht leistet er dem Staate, sowohl auf dem Schlachtfeld als in der Werkstätte, Dienste; fehlt ihm hingegen die Zucht, oder wird er mißbraucht, so wird er für den Staat werthlos und ist nur fähig, privaten oder Einzelzwecken nachzugehen, und auch das nur in schwächlicher Weise. Die Griechen nannten solch einen Körper einen „eigenen" („idiotisch") „privaten", nach ihrem Worte, das einen Menschen bezeichnet, dessen Beschäftigung dem Staate in keiner Hinsicht Nutzen bringt; daher kommt auch das Wort „Idiot", was einen Menschen bedeutet, der sich ganz und gar nur mit Dingen beschäftigt, die seine eigene Person angehen.

Hieraus ergiebt sich, daß, wenn ein Ding nützlich sein soll, es nicht nur nützlich sein, sondern auch in fördersamen Händen sich befinden muß; oder kurz gesagt: Nützlichkeit ist der Werth in den Händen des Würdigen, so daß diese Wissenschaft, als Wissenschaft vom Reichwerden, wie wir

gesehen haben, ebensosehr Fähigkeiten als Güter aufstapelt, als Wissenschaft von der Vertheilung nicht absolut, sondern so zu nehmen ist, daß das rechte Ding an den rechten Mann gelangt, aber nicht so, daß jedes Ding an jeden Mann gelangt. — Eine schwierige Wissenschaft, die auf mehr beruht als auf Rechenkunst.

Reichthum ist also „der Besitz des Werthvollen in den Händen des Würdigen", und als eine Macht betrachtet, die innerhalb einer Nation besteht, muß man die zwei Bestandtheile, den Werth des Dinges und die Würde des Besitzers, zusammen in Erwägung ziehen. Dies ist die scheinbare Ursache, weßwegen viele Leute, die man insgemein für reich hält, nicht reicher sind als die Schlösser an ihren Kassenschränken, da sie innerlich allzeit unfähig sind, Reichthum zu besitzen und, von einem ökonomischen Standpunkt aus betrachtet, auf die Nation entweder wie Tümpel von stehendem Wasser oder Wirbel in einem Strom wirken (die, so lange der Strom fließt, nutzlos oder nur dazu da sind, Menschen zu ertränken, die aber, wenn der Strom eintrocknet und stagnirt, nützlich werden können); oder wie Flußdämme, deren Nutzen nicht vom Damm, sondern vom Müller abhängt; oder sonst als zufällige Hindernisse, die nicht als Wohlstand (wealth), sondern als Uebelstand (illth) nach allen Richtungen hin Verheerungen und Unheil

verursachen; oder endlich sie bewirken gar nichts, sondern sind nur lebendige Hindernisse, da sie erst dann von Nutzen sind, wenn sie tot sind. In letzterem Zustande sind sie nichtsdestoweniger nützlich als Hemmschuhe und „impedimenta“, wenn ein Volk geneigt ist, zu schnell fortzuschreiten.

Da dem so ist, so liegt die Schwierigkeit der wahren nationalökonomischen Wissenschaft nicht nur in der Nothwendigkeit, den männlichen Charakter zu entwickeln, damit er mit materiellem Werthe fertig werde, sondern auch darin, daß während der Reichthum nur durch die Vereinigung des männlichen Charakters und des materiellen Werthes zustande kommt, sie nichtsdestoweniger eine zerstörende Wirkung auf einander ausüben. Denn der männliche Charakter ist geneigt, den materiellen Werth zu vernachlässigen oder gar verächtlich wegzuwerfen; daher sagt Pope:

„Sure, of qualities demanding praise
More go to ruin fortunes, than to raise“.[1]

Und anderseits ist das Materielle dazu angethan, den männlichen Charakter zu untergraben, so daß wir uns Klarheit darüber verschaffen müssen, welche Wirkung der Reichthum auf den Geist seines Besitzers ausübt; ferner, welche Art Menschen gewöhn-

---

[1] Zweifelsohne fördern solche Eigenschaften, die Lob verdienen, mehr den Ruin als die Anhäufung einer Fortüne.

lich den Reichthum mit Erfolg erstrebt haben und ob wir den Reichen oder den Armen mehr verdanken sei es für ihren sittlichen Einfluß, den sie ausüben, oder unsere nothwendigsten Güter, Erfindungen und praktischen Fortschritte. Ich darf jedoch künftige Schlußfolgerungen so weit vorwegnehmen, um zu behaupten, daß in einem auf Angebot und Nachfrage begründeten, jedoch gegen offene Gewaltthätigkeit geschützten Gemeinwesen, folgende Leute reich werden: die Fleißigen, Entschlossenen, Stolzen, Habsüchtigen, Gewandten, Systematischen, Einsichtigen, Phantasielosen, Gefühllosen und Unwissenden. Die, welche arm bleiben, sind die ganz Thörichten, die ganz Weisen, die Trägen, Sorgenlosen, die Sinnigen, die Blöden, die Phantasievollen, die Gefühlvollen, die Kenntnißreichen, die Unbekümmerten, die zeitweilig von Impulsen Beherrschten, der plumpe Spitzbube, der offene Dieb, der Barmherzige, Gerechte und Gottesfürchtige.

Definition des Wortes „Preis".

Soviel über den Reichthum. Nun wollen wir die Natur des Wortes Preis festzustellen suchen; d. h. des Tauschwerthes und seiner Geldform.

Vor allem beachte man, daß im Tausch kein Profit liegen kann. Er kann nur in der Arbeit d. h. „in einem Schaffen im Voraus" oder „in einem

Schaffen zu Gunsten" (von proficio), liegen. Im Tausch liegt nur Vortheil (advantage); d. h.: er verleiht dem Tauschenden Gunst oder eine neue Macht. So macht ein Mensch, indem er säet oder erntet, aus einem Scheffel Korn zwei. Das ist Profit. Ein zweiter macht durch Graben und Schmieden aus einem Spaten zwei. Das ist Profit. Aber der Mensch, der zwei Scheffel Korn hat, will manchmal graben, und der zwei Spaten hat, manchmal essen. Sie tauschen das gewonnene Korn gegen den gewonnenen Spaten aus, und Beide sind besser daran durch den Tausch; aber wiewohl dieses Verfahren gewisse Vortheile mit sich bringt, entsteht kein Profit dabei. Dadurch wird nichts geschaffen oder erzeugt. Nur das zuvor Geschaffene wird dem gegeben, der es benützen kann. Wenn Arbeit nothwendig ist, um den Tausch zu bewirken, so ist jene Arbeit in Wirklichkeit in der Produktion einbegriffen und ergiebt, wie jegliche Arbeit, einen Nutzen. Alle, die sich mit der Fabrikation oder der Beförderung befassen, haben einen Antheil am Profit; aber weder das Fabriziren noch das Versenden bildet den Tausch, und im Tausch liegt kein Profit.

Doch mag Erwerb stattfinden, und das ist etwas durchaus Verschiedenes. Wenn beim Tausch ein Mensch im Stande ist, das was ihn wenig Arbeit kostete, für etwas herzugeben, was den Andern viel Arbeit kostete, so „erwirbt" er einen gewissen Theil von des Andern

Arbeit. Und genau so viel als er erwirbt, verliert der Andere. Kaufmännisch ausgedrückt „macht" derjenige, der dieses erwirbt, „einen Profit". Ich glaube, daß viele unserer Kaufleute unter dem Eindruck leben, daß es gewissermaßen für Jedermann möglich sei, auf diese Weise einen Profit zu machen. Indessen ist die unglückselige Weltordnung, unter der wir leben, sowohl durch die Gesetze des Stoffes als durch die der Kraft unerbittlich gegen solch einen allgemeinen Erwerb. Profit oder materieller Gewinn kann nur durch Schaffen und Entdecken, nicht durch Tauschen gewonnen werden. Wo immer materieller Gewinn sich aus dem Tausche ergiebt, da stellt sich für jedes Plus ein Minus von genau dem gleichen Werth ein.

Zum Unglück für den Fortschritt der nationalökonomischen Wissenschaft haben die Plus-Theile oder — wenn ein so plumper Plural gemünzt werden darf — die Plus eine sehr positive und ehrwürdige Erscheinung in der Welt, so daß Jedermann sich eifrig der Wissenschaft befleißigt, die solch herrliche Erfolge schafft; indessen anderseits die Minus eine Tendenz haben, sich in die Nebengäßchen und andere düstere Orte zurückzuziehen, oder gar unbemerkt in die Gräber, wodurch die Algebra dieser Wissenschaft seltsam und schwer lesbar wird. Eine große Anzahl ihrer negativen Zeichen wird vom Buchhalter mit einer gewissen rothen Tinte geschrieben, die der Hungertod

dünner oder blasser macht, oder gar mit unsichtbarer Tinte.

„Die Wissenschaft vom Tausche, oder die Katallaktik," wie man vorgeschlagen hat, sie zu nennen, ist deßhalb, als Wissenschaft vom Gewinn betrachtet, schlechterdings lächerlich, als Wissenschaft des Erwerbs hingegen ist sie höchst seltsam und in ihrem Wesen und in ihrer Grundlage von jeder andern Wissenschaft verschieden. Z. B.: wenn ich eine Nadel einem Wilden gegen einen Diamanten in Tausch gebe, so hängt meine Macht, dies zu thun, entweder davon ab, daß der Wilde nichts von der socialen Gestaltung Europas weiß, oder unfähig ist, daraus Nutzen zu ziehen und jemand anderem den Diamanten für mehr Nadeln zu verkaufen. Wenn ich ferner das Geschäft so vortheilhaft als möglich für mich mache, indem ich dem Wilden eine Nadel ohne Oehre gebe (ein höchst befriedigender Fall eines vollkommenen Geschäftes nach der Wissenschaft vom Tausche!), so hängt mein Vortheil bei dem ganzen Geschäft von der Unwissenheit, dem Unvermögen, der Unbedachtsamkeit der Person ab, mit der ich zu thun habe. Nimm diese Vorbedingungen hinweg, und der „katallaktische" Vortheil wird unmöglich. Insofern also die Wissenschaft des Tausches sich nur auf den Vortheil von Einem der Tauschenden bezieht, beruht sie auf der Unwissenheit oder Unfähigkeit des Gegenüberstehenden. Wo diese

schwinden, da auch schwindet die Wissenschaft. Sie ist deshalb eine Wissenschaft, die auf Nichtwissen, eine Kunst, die auf Kunstlosigkeit beruht. Alle anderen Wissenschaften und Künste hingegen mit Ausnahme dieser wollen die ihnen gegenüber stehende Unwissenheit und Kunstlosigkeit aus dem Wege räumen. Diese Wissenschaft muß, allein unter allen Wissenschaften, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die ihr gegenüber stehende Unwissenheit zu fördern und zu verlängern *suchen*; *sonst ist sie als* Wissenschaft unmöglich. Sie ist demnach einzig und allein die Wissenschaft der Dunkelheit, wahrscheinlich eine Pseudo-Wissenschaft — keineswegs eine divina scientia, sondern eine von einem Vater erzeugte, einem Vater, der seinen Kindern anräth, Steine in Brod zu umwandeln, der sich selber aber damit beschäftigt, aus Brod Steine zu machen und, wenn man Fische von ihm verlangt, (da Fische in seinem Bezirk nicht erzeugbar sind), nur eine Schlange geben kann.

Das allgemeine Gesetz in Bezug auf gerechten oder ökonomischen Tausch ist einfach dies: Er muß den Tauschenden auf beiden Seiten Vortheil (oder wenn nur Vortheil auf der einen Seite, zum mindesten keinen Nachtheil auf der andern), und dazu gerechten Lohn für die Zeit, Geisteskraft und Arbeit des Vermittlers bringen, der diesen Tausch möglich macht (gewöhnlich Kaufmann genannt). Der Vor-

theil der einen oder der andern Seite, auch die Bezahlung der Zwischenhändler sollten allen Betheiligten vollkommen bekannt sein. Jeder Versuch der Verheimlichung deutet auf einen Schlich der nichtgöttlichen, auf Nichtwissen beruhenden Wissenschaft hin. Daher ein anderer Spruch des jüdischen Kaufmanns: „Wie ein Nagel zwischen Steinfugen, so steckt die Sünde zwischen Einkauf und Verkauf". . .

Ich habe mich bisher, indem ich von Tausch sprach, sorgfältig auf den Gebrauch des Wortes „Vortheil" beschränkt: aber dies Wort umfaßt zwei Begriffe: nämlich den Vortheil, das zu bekommen, was wir brauchen, und das, was wir wünschen. Drei Viertel der in der Welt bestehenden Wünsche sind romantischer Natur, auf Visionen, Ideale, Hoffnungen und Liebe beruhend; und die Regelung der Börse ist im Wesentlichen eine Regelung der Einbildungskraft und des Herzens. Daher ist eine Abhandlung über die Natur des Preises ein höchst metaphysisches und psychologisches Problem, das zuweilen nur auf leidenschaftliche Weise gelöst werden kann. Seine ersten Bedingungen sind folgende: Der Preis irgend eines Dinges ist die Arbeitssumme, die Jemand dafür giebt, um in seinen Besitz zu gelangen. Dieser Preis hängt von vier veränderlichen Größen ab: 1. von der Größe des Wunsches, die der Ver-

käufer für die Sache hat, gegenüber a) dem Wunsche, den der Verkäufer hat, die Sache zu behalten; 2. von der Arbeitssumme, die der Käufer entbehren kann, um die Sache zu erlangen, im Gegensatz zu b) der Arbeitssumme, die der Verkäufer entbehren kann, um sie zu behalten. Diese Größen machen sich nur als Ueberschüsse geltend; d. h. die Größe des Wunsches (A) bedeutet den Ueberschuß des Verlangens nach dieser Sache über dem nach anderen Sachen; und die Größe der Arbeit (B) bedeutet die Arbeitssumme, die zur Erlangung dieser Sache aus der Arbeitssumme, die für andere Dinge erforderlich, erspart werden kann.

Die Erscheinungen der Preisbildung haben deshalb etwas höchst Verwickeltes, Seltsames und Interessantes — sind aber zu verwickelt, um jetzt schon geprüft zu werden; eine jede derselben, wenn man ihr genügend auf den Grund geht, kommt schließlich auf den Handel der Armen der Heerde (oder der „Schlachtheerde") heraus: „Gefällt es euch, so gebet den Preis, den ich gelte, wo nicht, so lasset es anstehen" — Zach. XI. 12; doch da der Preis einer jeden Sache auf Arbeit beruht, und danach berechnet werden muß, so ist es nothwendig, die Natur dieses Maßstabs zu definiren.

Definition des Wortes Arbeit.

Arbeit ist das Leben des Menschen im Kampf mit Etwas, was überwunden werden muß, wobei das Wort „Leben" Geist, Seele und physische Kraft umfaßt, und der Kampf gegen Fragen, Schwierigkeiten, Prüfungen oder materielle Kraft geführt wird.

Die Arbeit ist von höherem oder niederem Range, je nachdem sie mehr oder weniger Lebenselemente enthält; und gut beschaffene Arbeit jeder Art umschließt stets so viel Geist und Empfindung als nöthig ist, um die physische Kraft vollständig und harmonisch zu regeln. Wenn wir von dem Werth und Preis der Arbeit sprechen, so müssen wir darunter immer Arbeit von bestimmter Güte verstehen, etwa wie wenn wir von Werthgehalt bei Gold und Silber sprechen. Der Werth schlechter (d. h. herzloser, ungeschickter oder sinnloser) Arbeit kann nicht bestimmt werden; er ist unbestimmbar, wie Gold von unsicherm Gehalt oder wie brüchiges Eisen.

Kennt man Qualität und Art der Arbeit, so ist ihr Werth wie der aller andern werthvollen Sachen unveränderlich. Aber die Menge derselben, die zur Erlangung anderer Dinge hergegeben werden muß, ist veränderlich; und bei der Abschätzung dieser Veränderlichkeit muß man den Preis anderer Dinge

nach der Arbeitsgröße ermessen, nicht den Preis der Arbeit nach der Summe anderer Dinge.

So mögen, wenn wir ein Apfelbäumchen in einen steinigen Boden pflanzen wollen, zwei Arbeitsstunden nöthig sein; bei weichem Boden reicht vielleicht nur eine halbe Stunde aus. Nehmen wir an, der Boden sei in beiden Fällen gleich gut für den Baum. Daraus folgt, daß der Werth des in zwei Stunden gepflanzten Baumes irgendwie größer ist, als der in einer halben Stunde gepflanzte. Der eine trägt nicht mehr Früchte als der andere. Auch ist eine halbe Stunde Arbeit so werthvoll wie die andere; nichts destoweniger kostete der eine Baum viermal so viel Arbeit als der andere. Nun ist die wahre Sachlage nicht die, daß die Arbeit auf dem härteren Boden billiger sei als die auf dem weichen Boden, sondern daß der Baum theurer ist. Der Tauschwerth mag oder mag nachher nicht von dieser Thatsache abhängig sein. Und wenn andere Leute genügend weichen Boden zum Anpflanzen haben, so werden sie bei dem Preis, den sie für den Baum auf steinigem Boden bieten, unsere zwei Arbeitsstunden nicht berücksichtigen. Und wenn wir aus botanischer Unkenntniß einen Upasbaum statt eines Apfelbaums anpflanzten, so wird der Tauschwerth ein negativer sein und noch weniger im Verhältniß zur Arbeit stehen, die wir darauf verwendeten.

Was im Allgemeinen billige Arbeit genannt wird, bedeutet deßhalb in Wirklichkeit, daß viele Hindernisse durch sie überwunden werden müssen, so daß viel Arbeit erforderlich ist, um ein geringes Resultat zu erzielen. Man sollte jedoch in diesem Falle nicht sagen, daß die Arbeit billig, sondern daß der Gegenstand, den man schaffen will, theuer ist. Es wäre ebenso vernünftig zu sagen, das Gehen sei billig, weil wir zehn Meilen zum Mittagessen heimgehen müssen, wie eine Arbeit billig war, weil wir zehn Stunden arbeiten mußten, um sie zu verdienen.

Das letzte Wort, welches wir zu definiren haben, ist das Wort Produktion.

Definition des Wortes „Produktion".

Ich habe bisher von jeder Arbeit als insgesammt nutzbringend gesprochen, weil es unmöglich ist, zu gleicher Zeit die Qualität, den Werth der Waare und ihr Ziel in Betracht zu ziehen. Aber Arbeit von der besten Beschaffenheit mag verschiedenartige Ziele erstreben. Sie mag entweder konstruktiv sein („zusammenlesend") aus con und struo wie der Ackerbau; oder nutzlos („zerstörend") von de und struo, wie der Krieg. Es ist jedoch nicht immer leicht nachweisbar, daß nutzlose Arbeit thatsächlich nutzlos ist. Im Allgemeinen ist die Formel richtig: „Wer nicht

mehrt, zerstört". So ist z. B. des Goldschmied's Kunst wahrscheinlich sehr schädlich, wenn sie einem plumpen und geschmacklosen Stolze dient. So daß ich, um mich kurz zu fassen, glaube, daß fast alle Arbeit sich in positive und negative Arbeit eintheilen läßt: positiv ist solche Arbeit, die Leben erzeugt, negativ solche, die Tod erzeugt; die unmittelbar negativste Arbeit ist Mord, und die unmittelbar positivste Arbeit ist das Zurweltbringen und Großziehen von Kindern, so daß ganz in demselben Grade wie der Mord, auf der negativen Seite der Trägheit, verachtenswerth ist, das Aufbringen von Kindern, auf der positiven Seite der Trägheit, bewundernswerth ist. Deßhalb sagt man, weil man das Kinderaufbringen in Ehren hält, das Weib sei wie der fruchtreiche Weinstock, (wegen der Freude, die es verursacht), die Kinder hingegen wie Sprossen des Oelbaums, als Zeichen des Ruhmes, aber nicht bloß des Ruhmes, sondern auch des Friedens (weil große Familien nur in Friedenszeiten aufgebracht werden können); doch sind sie, indem sie sich mehren und nach verschiedenen Himmelsgegenden ihre Stärke verbreiten, für die Macht des Hauses wie Pfeile in der Hand des Riesen, die bald hier bald dort einschlagen.

Da die Arbeit demnach mannigfaltig in ihren Resultaten ist, so steht die Wohlfahrt einer Nation in genauem Verhältniß zur Arbeitssumme, die sie darauf

verwendet, Lebensmittel zu erwerben und zu gebrauchen. Man beachte, ich sage: zu erwerben und zu gebrauchen, d. h. nicht blos weise zu schaffen, sondern auch weise zu vertheilen und zu verzehren. National-Oekonomen sprechen gewöhnlich so, als läge nichts gutes im Konsum an und für sich. Weit entfernt, daß dem so wäre, ist der Konsum an und für sich vielmehr das Endziel, die Krone und Vollendung der Produktion.

Ein vernünftiger Konsum ist eine weit schwierigere Kunst als eine vernünftige Produktion. Zwanzig Menschen können Geld verdienen gegen Einen, der es zu brauchen versteht, und die Lebensfrage für Individuen und Nationen, ist niemals: „Wie viel verdienen sie?" sondern: „Für welchen Zweck geben sie aus?"

Der Leser mag sich vielleicht darüber wundern, wie wenig bis jetzt auf das „Kapital" und dessen Funktionen hingewiesen wurde. Hier ist der Platz, sie zu definiren.

Definition des Wortes „Kapital".

Kapital bezeichnet „Haupt oder Quelle oder die materielle Wurzel" — es ist Material, woraus ein abgeleitetes oder untergeordnetes Gut geschaffen wird. Nur dann ist es eigentlich Kapital (caput vivum, nicht: caput mortuum), wenn es ein von sich Verschiedenes

erzeugt. Es eine Wurzel, welche erst dann in ihre hauptsächliche Funktion eintritt, wenn sie etwas anderes als eine Wurzel hervorbringt, nämlich die Frucht. Diese Frucht erzeugt mit der Zeit wieder Wurzeln, und so geht alles lebende Kapital darauf aus, wieder lebendiges Kapital hervorzubringen; aber ein Kapital, das nichts als Kapital hervorbringt, ist nur eine Wurzel, die wieder eine Wurzel erzeugt; eine Knolle, woraus wieder nur Knolle, niemals Tulpe wird; Samen, aus dem wieder nur Samen, niemals Brod wird. Die National-Oekonomie Europas hat sich ganz und gar mit der Vervielfältigung oder vielleicht nur mit der Anhäufung von Knollen befaßt. Sie sah niemals eine Tulpe, noch konnte sie sich einen Begriff von ihr machen . . .

Die beste und einfachste Versinnbildlichung des Kapitals ist ein gutgemachter Pflug. Wenn nun dieser Pflug nichts anderes als Pflüge polypenartig erzeugte, wie sehr auch die so vervielfältigten Pflüge in der Sonne glitzerten, sie würden ihre Funktion als Kapital nicht erfüllt haben. Sie werden wahrhaftiges Kapital nur durch einen andern Glanz: wenn man sie hell in der Furche schimmern sieht, („splendescere sulco“); wenn sie sich durch die edle Reibung stofflich eher vermindern als vermehren. Und die nahliegende Frage, die sich jeder Kapitalist und jede Nation stellen muß, ist nicht: „Wie viel Pflüge haben

wir?“ sondern: „wo sind unsere Furchen?“ nicht: „Wie schnell wird sich dieses Kapital reproduziren?“ sondern: „Was schafft es während der Reproduktion?“ Welche lebensfördernde Substanz wird es liefern? Welches lebensbringende Werk zu Wege bringen? Wenn es das nicht thut, so ist seine Reproduktion nutzlos, oder wenn es noch Schlimmeres thut (denn das Kapital kann ebenso sehr das Leben untergraben als stützen), dann ist seine eigene Reproduktion schlimmer als nutzlos; es ist nur ein hypothekarischer Vorschuß auf Tisiphone, keineswegs ein Gewinn.

Keineswegs ein Gewinn, wie die Alten richtig einsahen und an der Gestalt des Ixion versinnbildlichten; — denn das Kapital ist das Haupt oder der Urquell des Reichthums, so wie die Wolken Urquell des Regens sind; doch wenn die Wolken ohne Wasser sind und nur Wolken erzeugen, so gebären sie schließlich grollenden Donner statt Regen, Blitz statt Ernte; weßhalb Ixion seine Gäste zuerst zu einem Gastmal eingeladen und dann in eine Feuergrube gestürzt haben soll. Dies ist das Bild von der Versuchung des Reichthums, die Kerkerqual zur Folge hat; die Qual in der Grube (wie auch Demas' Silber-Mine). Hierauf soll Ixion, um zu zeigen, wie die Gier des Reichthums sich vom Heißhunger nach dem Genuß zu dem nach Macht entwickelt (doch ohne wahren Begriff von dem, was Macht bedeutet), Juno begehrt und, da er

statt ihrer eine Wolke (oder Phantasiegebilde) umarmte, die Centauren erzeugt haben. Die Macht des Reichthums ist an sich wie das Umarmen eines Schattens —, sie bringt keinen Trost hervor (so auch: „Ephraim nährt sich von Wind und jagt dem Ostwind nach"; oder jagt „nach dem, was nicht ist" — Prov. XXIII, 5; ferner Dante's Geryon, das Bild des habsüchtigen Betrugs, der wild zappelnd mit den Krallen in's Leere schlägt — „l'aer a se raccolse" —), sondern ihrem Wesen nach ist sie ein Gemisch brutaler und menschlicher Natur; menschlich weise, indem sie Geist und Pfeil benützt, aber thierisch an Körper und Huf, indem sie Alles frißt und niedertritt. Dieser Sünde halber wird Ixion schließlich auf das feurig-gezackte, ewig in den Lüften rollende Rad gebunden: das Bild menschlicher Arbeit, wenn sie selbstsüchtig und unfruchtbar ist, welches im Mittelalter als Glücksrad fortbestand, indem das Rad von keinem Athem oder Geist, sondern vom bloßen Zufall getrieben wird . . .

Da dies die wahre Natur des Kapitals ist, so folgt daraus, daß es zwei Arten wahrer Produktion giebt, welche in einem thätigen Staate vor sich gehen; die eine schafft Saat, die andere Nahrung, die eine ist für den Boden, die andere für den Mund bestimmt. Habsüchtige Menschen glauben, daß beide nur für die Kornkammer bestimmt seien, während die Funktion

der Kornkammer nur eine vermittelnde und konservirende ist, sie erfüllt ihren Zweck in der Vertheilung; sonst endet sie in Fäulniß, nährt Ratten und Würmer. Und da die Produktion für den Boden nur nützlich ist, insofern sie uns Hoffnung giebt auf eine zukünftige Ernte, so ist jede wesentliche Produktion für den Mund bestimmt und wird schließlich durch ihn geschätzt. Deßhalb ist, wie gesagt, der Konsum die Krone der Produktion, und der Reichthum einer Nation kann nur abgeschätzt werden nach dem, was sie verzehrt.

Auf der mangelhaften Kenntniß dieser Thatsache beruht der Hauptirrthum der National-Oekonomen, ein Irrthum, der reichlich Zinsen getragen hat. Der Sinn der National-Oekonomen trachtet beständig nach Geld-, nicht nach Mundgewinn; sie gehen selber in die Netze und Schlingen, von den blinkenden Münzen verlockt wie die Vögel von dem Glase des Voglers; oder vielmehr (da sie sonst wenig mit Vögeln gemein haben), sie gleichen Kindern, die auf die Köpfe ihrer eignen Schatten springen möchten; da der Geldgewinn nur der Schatten des wahren Gewinnes der Menschlichkeit ist.

Der Endzweck der National-Oekonomie

ist deßhalb der, eine gute Methode für den Konsum zu ersinnen, sowie große Mengen für den Konsum zu

erhalten, mit andern Worten alles weise zu benutzen, sei es Substanz, Arbeitskraft oder Arbeitskraft zur Vervollkommnung der Substanz. Der seltsamste, hauptsächlich auf Ricardo's Vorarbeiten beruhende Irrthum in Mill's ganzem Werk ist sein Versuch, zwischen mittelbarer und unmittelbarer nutzbringender Arbeitskraft zu unterscheiden, sowie die daraus folgende Behauptung, daß eine Nachfrage nach Waaren keine Nachfrage nach Arbeit sei. (I. V. 9, et seq.) Er unterscheidet zwischen Arbeitern, die damit beschäftigt sind, Vergnügungsplätze anzulegen, und solchen, die Sammt anfertigen. Er behauptet, es sei für die arbeitenden Klassen ein wesentlicher Unterschied, ob ein Kapitalist sein Geld auf die eine oder die andere Weise ausgiebt; weil die Beschäftigung der Gärtner eine Nachfrage für Arbeit nöthig macht, aber der Ankauf für Sammt nicht. Ein gewaltiger und auch höchst seltsamer Irrthum. Freilich wird es für den Arbeiter ein Unterschied sein, ob wir ihn seine Sense in der Lenzesluft schwingen oder seinen Webstuhl in verpesteter Luft treiben heißen; aber soweit seine Tasche davon betroffen ist, ist es für ihn ganz einerlei, ob wir ihn beauftragen, grünen Sammt mit Saat und Sense, oder rothen Sammt mit Seide und Scheere zu machen. Auch geht es ihn keineswegs an, auf welche Weise wir den Sammt aufbrauchen, ob wir, wenn er fertig ist, darauf spazieren gehn oder ihn tragen, so lange

unser Konsum des Sammts ein durchaus selbstsüchtiger ist. Wenn jedoch unser Verbrauch irgendwie selbstlos ist, dann interessirt ihn nicht nur die Art, wie wir den Artikel aufbrauchen, sondern auch, was für Gegenstände für den Gebrauch wir verlangen. So wird z. B., um auf Mill's Eisenwaaren-Theorie zurückzukommen, des Arbeiters unmittelbarer Nutzen in keiner Weise davon betroffen, ob ich ihn damit beschäftige, Pfirsiche zu pflanzen oder Bomben zu schmieden; aber es kommt sehr darauf an, auf welche Weise ich diese Gegenstände zu verbrauchen gedenke. Nehmen wir an, es geschähe in beiden Fällen auf „selbstlose" Weise, so ist der Unterschied für ihn schließlich der, ob ich, wenn sein Kind krank ist, in seine Hütte gehen und ihm Pfirsiche bringen, oder ob ich die Bombe in seinen Schornstein werfen und sein Dach sprengen werde.

Das Schlimmste für den Bauer ist, daß der Verbrauch der Pfirsiche von Seiten des Kapitalisten wahrscheinlich selbstsüchtig und die der Bombe vertheilend sein wird; aber in allen Fällen besteht die klare und allgemeine Thatsache, daß nach den echten kaufmännischen Grundsätzen Jemandes Dach gesprengt werden muß, um die Bestimmung der Bombe zu erfüllen.

Es sind deshalb Wesen und Endziel des Konsums, worauf es bei der Produktion eigentlich ankommt. Die Produktion besteht nicht darin, mühsam Dinge

herzustellen, sondern sie nützlich zu verbrauchen. Die Frage für eine Nation ist nicht die, wie viel Arbeit sie in ihren Dienst nimmt, sondern wie viel Leben sie erzeugt. Denn wie der Konsum der Zweck der Produktion ist, so ist das Leben der Zweck des Konsums.

Der wahrhafte Reichthum eines Landes.

Es giebt keinen andern Reichthum als Leben. Leben, das alle Kräfte einschließt; Liebe, Freude und Bewunderung. Das Land ist das reichste, welches die größte Anzahl edler und glücklicher Menschen nährt; der Mensch der reichste, welcher, nachdem er die Aufgaben seines eigenen Lebens auf das vollkommenste erfüllt hat, sowohl persönlich als durch seine Besitzthümer den weitesten hilfreichsten Einfluß auf das Leben anderer ausübt. Eine seltsame National-Oekonomie; nichtsdestoweniger die einzige, welche jemals gewesen ist oder möglich sein wird. Jede National-Oekonomie, die nur auf das Selbst-Interesse gegründet ist, ist nur eine Verwirklichung dessen, was alle Zeit Zwiespalt unter die Menschen brachte.

„Die größte Anzahl edler und glücklicher Menschen."

Aber lassen sich Edelsinn und die größte Menge in Einklang bringen? Ja, nicht nur, daß sie sich in

Einklang bringen lassen, sondern sie fordern einander als Ergänzung.

Der Gipfel des Lebens ist nur durch höchste Tugend erreichbar. In dieser Hinsicht ist das Gesetz, welches die menschliche Bevölkerung regelt, durchaus von dem Gesetz des thierischen Lebens verschieden. Der Vermehrung der Thiere wird nur durch Nahrungsmangel und durch die Feindschaft der Rassen Einhalt gethan. Die Vervielfältigung der Mücken ist durch den Hunger der Schwalben, die der Schwalben durch den Mangel an Mücken eingeschränkt. Der Mensch, als Thier betrachtet, ist denselben Gesetzen unterworfen; Hunger, Krankheit oder Krieg sind die nothwendigen und alleinigen Hindernisse seiner Vermehrung — waren bisher wirksame Hindernisse, da sein Hauptstudium bisher gewesen ist, wie er am schnellsten sich selbst oder seine Wohnstätten vernichten könne; und seine höchste Kunst darauf gerichtet war, Hungersnoth zu verbreiten, Krankheiten zu säen und Gewalt zu üben. Aber von einem anderen Standpunkt als dem des Thieres betrachtet, ist seine Zunahme diesen Gesetzen nicht unterworfen. Sie wird nur durch die Schranken seines Muthes und seiner Liebe bestimmt. Diese beiden haben ihre Grenzen und *sollten* sie haben. Auch die Menschheit hat ihre Grenzen, aber diese sind noch in weiter Ferne und erst in Jahrhunderten werden wir uns ihnen nähern.

Die Ueberbölkerungsfrage.

Ich kenne auf allen Gebieten menschlichen Denkens keine so trübselige Spekulation wie die der National-Oekonomie über die Ueberbölkerungsfrage. Man schlägt vor, das Dasein des Arbeiters durch höhere Löhne zu bessern. „Nein“, sagt der National-Oekonom, „wenn man seine Löhne erhöht, wird er sich entweder so schnell vermehren, daß bald derselbe Punkt des Elends erreicht ist, in dem er sich vorher befand, oder er wird seine Löhne vertrinken“. Er wird es thun, ich weiß es. Wer gab ihm diesen Willen ein? Nehmen wir an, wir hätten einen Freund, der seinen Sohn nicht in sein Geschäft zu nehmen noch ihm den gerechten Arbeitslohn zu geben wagte, weil, wenn er es thäte, er am Trunk untergehen und der Gemeinde ein halbes Dutzend Kinder aufbürden würde. Ich würde nun fragen: „Wer gab deinem Sohn diese Anlagen?“ Sind sie ererbt oder anerzogen? Er muß auf die eine oder andere Weise dazu gekommen sein; und wie er, so auch die Armen. Entweder stammen diese Armen von einer wesentlich andern Rasse ab als wir und sind nicht zu retten (was ich oftmals andeuten, aber niemals offen aussprechen hörte), oder wir können auch sie durch dieselbe Sorgfalt, die man auch auf uns verwendete, so enthaltsam und mäßig,

so vernünftig und bedachtsam machen wie wir es sind — schwer zu erreichende Vorbilder. „Aber", wird entgegnet, „man kann ihnen keine Erziehung geben." Warum nicht? Gerade um diesen Punkt dreht sich die Frage. Mildthätige Menschen glauben, der schlimmste Fehler der Menschen sei der, daß sie dem Volke Brod verweigern, und das Volk schreit um sein Brod, das man ihm unrechtmäßigerweise vorenthält, zum Gott der Heerscharen. Aber ach! das Vorenthalten des Brodes ist nicht das Grausamste, noch der Anspruch darauf der rechtmäßigste. Das Leben ist mehr als das Brod. Die Reichen vorenthalten den Armen nicht nur ihre Nahrung, sondern auch Weisheit, Tugend, Rettung. Ihr Heerden ohne Hirten, nicht nur die Weide verschließt man vor euch, sondern das Dasein. Brod! Euer Anrecht darauf kann vielleicht bestritten werden, aber zuvor müssen Ansprüche auf andere Rechte erhoben werden. Fordert, wenn ihr wollt, eure Brodkrumen von dem Tische der Reichen; aber fordert sie wie Kinder, nicht wie Hunde; fordert euer Recht, genährt zu werden; aber noch mit lauterer Stimme verlanget, heilig, vollkommen und rein zu sein.

Seltsame Worte, wenn sie Arbeiter brauchen! „Was, heilig ohne lange Gewänder und ohne gesalbt zu sein; diese Menschen mit groben Kitteln und gemeinen Redensarten, welche unnennbare entwürdigende Arbeit thun? Vollkommen! — diese Menschen mit

blöden Augen, verzerrten Gliedern und trägem Geist? Nein! — diese Menschen mit sinnlichen Begierden und niedrigen Gedanken, mit siechem Leib und gemeiner Seele?" Es mag so sein; nichtsdestoweniger sind sie, so wie sie sind, die heiligsten, vollkommensten, reinsten Menschen, welche die Erde heute aufzuweisen hat. Sie mögen sein, wie sie oben geschildert worden; aber wenn sie so sind, sind sie noch immer heiliger als wir, die wir sie in diesem Zustande gelassen haben.

Aber was kann für sie gethan werden? Wer kann sie — die Menge — kleiden? Wer sie lehren? Wer sie im Zaume halten? Welchem andern Ziele steuern sie zu als dem, sich gegenseitig aufzufressen?

Mir schwebt ein anderes Ziel vor, wiewohl ich nichts erwarte von den drei Heilmitteln, welche die National-Oekonomen gewöhnlich gegen die Uebervölkerung vorschlagen. Diese drei, kurz gefaßt, sind Kolonisation, das Urbarmachen unbebauten Landes und Einschränkung der Heirathen.

Das erste und zweite Mittel verzögern nur die Lösung der Frage. Es wird fürwahr noch lange währen, ehe die ganze Welt kolonisirt ist und ihre Wüsteneien angebaut sind. Die Hauptfrage jedoch ist nicht die, wie viel bewohnbares Land in der Welt ist, sondern wie viel menschliche Wesen auf einem gegebenen Raum bewohnbarer Erde ernährt werden sollten.

Man beachte, ich sage: *sollten*, nicht *könnten*. Ricardo definirt in seiner gewöhnlichen Ungenauigkeit, was er den „natürlichen Lohnsatz“ nennt als „das, was der Arbeiter erhält“. Ihn erhält! Ja, aber wie? Eine junge Arbeiterin stellte sofort diese Frage an mich, als ich ihr den Satz vorlas. Ich will an ihrer Statt die Frage ausführlicher stellen! „Wie ihn erhält?“ Zunächst, bis zu welchem Lebensalter? Wie viele sollen einer gegebenen Anzahl Menschen, die ernährt werden müssen, sollen alt, wie viele jung sein? D. h.: wird man ihre Ernährung so einrichten, daß sie frühzeitg sterben, sagen wir im Durchschnittsalter von dreißig oder fünfunddreißig Jahren, einschließlich des Todes schwächlicher oder schlecht genährter Kinder? oder so, daß sie ihr natürliches Lebensende erreichen? Im ersteren Falle wird man, indem man das Durchschnittsalter kürzt, eine größere Zahl ernähren; im zweiten Falle wahrscheinlich ein glücklichere Zahl. Wie soll nach Ricardo das natürliche Dasein des Arbeiters beschaffen sein, und welchem Dasein soll der natürliche Arbeitslohn angehören?

Ferner: Ein Stück Land, welches nur zehn träge, unwissende und sorglose Menschen erhält, wird dreißig oder vierzig intelligente und fleißige Menschen ernähren. Welche Daseinsweise ist die natürliche, und welcher von beiden gehört der natürliche Arbeitslohn an?

Ferner: Wenn ein Stück Land vierzig Menschen

erhält, die fleißig aber unwissend sind, und wenn diese, ihrer Unwissenheit leidig, zehn aus ihrer Mitte auswählen, um Geometrie und Astronomie zu studiren, so muß die Arbeit dieser Zehn, da sie dem Erdboden entzogen wird, entweder nach und nach dazu beitragen, die Lebensmittel zu vermehren, oder die abgesonderten Gelehrten oder Andere an ihrer Statt müssen verhungern. Was ist daher der natürliche Arbeitslohn der Männer der Wissenschaft zu ihrer im Uebergangsstadium begriffenen Produktionskraft, oder und in welcher Beziehung steht dieser zu ihrer Arbeitskraft, oder wie mißt er sie?

Ferner: Wenn der Boden zuerst vierzig Arbeiter friedsamen und gottesfürchtigen Sinnes erhält, diese aber nach wenigen Jahren so streitsüchtig und gottlos werden, daß sie fünf anstellen müssen, um über ihre Streitigkeiten nachzudenken und sie zu schlichten; zehn bis an die Zähne mit theuren Waffen ausrüsten und fünf beauftragen müssen, um Jedermann mit großer Beredsamkeit zu ermahnen, daß ein Gott ist: welche Folgen wird dies für die allgemeine Produktionskraft haben, und was ist der „natürliche Arbeitslohn" dieser denkenden muskelkräftigen und redenden Arbeiter?

Ein Blick in die Zukunft.

Indem ich diese Frage den Schülern Ricardos zur Erörterung oder, je nach ihrem Belieben, zur Ueber-

gehung überlasse, fahre ich fort, die hauptsächlichen das zukünftige Loos der arbeitenden Klassen betreffenden Thatsachen, welche von Mill theilweise berührt worden sind, festzustellen. Es unterscheidet sich das bezügliche Kapitel wie das vorhergehende von der gewöhnlichen Schreibart der National-Oekonomie dadurch, daß darin ein gewisser Werth auf die Naturschönheit gelegt und bedauert wird, daß unsere moderne Arbeitsweise landschaftliche Schönheiten zerstört. Solche Befürchtungen können wir uns sparen. Die Menschen können weder Dampf trinken, noch Steine essen. Die Maximum-Bevölkerung auf einem gegebenen Raum Land bedingt auch das Maximum genießbarer Früchte, sowohl für Menschen als Vieh; es bedingt ferner ein Maximum reiner Luft und reinen Wassers. Das heißt: ein Maximum Wald, die Luft umzugestalten, und genügend grasbewachsene Anhöhen zum Schutze gegen die Sonnengluth, um die Ströme zu nähren. Ganz England mag, wenn es will, eine Fabrikstadt werden und seine Bewohner mögen, wenn sie sich zum Besten der ganzen Menschheit opfern wollen, inmitten von Lärm, Finsternis und verpesteter Athmosphäre eine verkürzte Lebenszeit leben. Aber die Welt kann nicht zu einer Fabrik noch zu einer Mine gemacht werden. Kein noch so erfindungsreicher Scharfsinn kann Eisen für die Millionen der Menschen verdaulich machen oder Wein durch Wasserstoff ersetzen. Weder die Hab-

gier noch die Wuth der Menschen kann sie jemals ernähren; und wie sehr auch der Apfel Sodoms und die Traube Gomorrahs eine Zeit lang ihre Tafeln mit den Leckerbissen der Asche und mit dem Nektar der Natter decken mögen: so lange Menschen von Brod leben, werden die entlegenen Thäler bedeckt mit dem Golde Gottes lachen und wird das Jauchzen seiner glücklichen Kinder um Kelter und Quelle erschallen.

Auch brauchen unsere empfindsameren National-Oekonomen nicht zu befürchten, daß die mechanischen Einförmigkeiten des Ackerbaues allzu große Ausdehnung annehmen werden. Das Dasein einer vernünftigen Bevölkerung bedingt ebenso sehr das Streben nach Glückseligkeit als den Trieb nach Nahrung; auch kann eine Bevölkerung ihren Höhepunkt nur durch jene Weisheit erreichen, welche ihre „Wonne hat" an den bewohnbaren Theilen der Erde. Die Wüste hat ihren bestimmten Platz und ihre Aufgabe; die ewige Maschine, deren Deichsel die der Erde, deren Stoß ihr Jahr und deren Athem der Ozean ist, wird auch fernerhin in den Wüsteneien, die umgrenzt sind von unbebautem Fels und überweht von unaufhaltsamem Sand, ihre Urkräfte, Hitze und Kälte, herrschen lassen; aber die dazwischen liegenden Zonen und Länder sind bewohnbar und, bewohnt, am schönsten. Der Herzenstrieb ist auch das Augenlicht. Nur die Gegend wird unab-

lässige Liebe erwecken, die reich ist an freudiger, menschlicher Arbeit, an sanften Gefilden, blühenden Gärten, fruchtbaren Bäumen, schmucken und freundlichen Häusern, die wiederhallen vom Klange lebensfroher Stimmen. Keine Luft ist lieblich, die still ist; sie ist es nur dann, wenn sie erfüllt ist vom leisen Gemurmel halblauter Töne — vom Gezwitscher der Vögel, vom Summen und Zirpen der Käfer, von herzinnigen Menschenworten und den muthwilligen Lauten der Kindheit. Man wird, wenn man die Kunst des Lebens einmal erlernt hat, schließlich herausfinden, daß alle schönen Dinge gleichfalls nothwendig sind: die wilde Blume am Wege, wie auch das sorgsam gepflegte Korn; die wilden Vögel und Thiere des Waldes, wie auch die sorgsam gepflegten Hausthiere, denn der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern auch von dem Manna der Wüste, von jedem wunderbaren Wort und jedem unerforschbaren Werke Gottes. Glücklich, daß der Mensch sie nicht kannte, noch auch seine Väter sie gekannt haben, und daß rings um ihn her noch immer das Wunderbare seines Daseins hinauf reicht in das Unendliche.

Man beachte schließlich, daß jeder wirkliche Fortschritt auf dem Wege wahrer Glückseligkeit für die Menschheit durch individuelle, nicht durch öffentliche Bemühung erreicht werden muß. Gewisse allgemeine Maßregeln mögen solchem Fortschritt förderlich sein,

gewisse wohldurchdachte Gesetze mögen ihn lenken und leiten, aber die Maßregel und das Gesetz, die erst festgestellt werden müssen, sind diejenigen, die auf das Heim eines jeden Menschen Bezug haben. Man hört beständig, wie kluge Leute ihren vom Schicksal weniger begünstigten Mitmenschen anrathen, „mit der Lebenslage zufrieden zu sein, welche die Vorsehung ihnen angewiesen hat.“ Vielleicht giebt es gewisse Lebensumstände, mit denen, nach dem Willen der Vorsehung, Niemand zufrieden sein sollte. Nichtsdestoweniger ist der Grundsatz im Großen und Ganzen ein guter, aber ein durchaus für den häuslichen Gebrauch berechneter. Daß unser Nächster mit seinem Loos zufrieden sein sollte, damit haben wir ganz und gar nichts zu thun; aber unsere Aufgabe ist es durchaus, mit dem eigenen Loos zufrieden zu bleiben. Wessen England heute am meisten bedarf, ist dies, daß ihm gezeigt werde, wie das größtmöglichste Vergnügen aus einem festgegründeten, wohlgeregelten Wohlstand bescheiden, ehrlich und arbeitsam erlangt werden kann. Wir brauchen Menschen als Vorbilder, welche die Entscheidung, ob sie in der Welt vorwärts kommen sollen, dem Himmel überlassen, selber aber sich vornehmen, darin glücklich sein zu wollen, fest entschlossen, nicht größeren Reichthum, sondern schlichtere Freude, nicht höheren weltlichen Erfolg, sondern tiefere Glückseligkeit zu suchen; die als erste Errungenschaft Herr-

schaft über ihr eigenes Selbst erringen und sich selber durch harmlosen Stolz und friedliche Bestrebungen ehren.

Von diesem schlichten Frieden steht geschrieben, daß sich „Recht und Frieden küssen“ und daß die Frucht der Gerechtigkeit „von denen gesäet wird, die den Frieden halten,“ nicht von „Friedensstiftern“ in gewöhnlichem Verstande, von Leuten, die Streitigkeiten schlichten — wiewohl auch diese Funktion aus der größeren folgt; sondern von denen, die den Frieden schaffen und Ruhe spenden. Diese kann man nicht spenden, wenn man sie nicht selbst erringt; auch ist diese Errungenschaft keine Frucht, welche bei jedem Geschäft, was immer seine Natur sei, zur Reife gelangt. Keinerlei Errungenschaft ist weniger wahrscheinlich, da das Geschäft seinem innern Wesen nach, (wie fast alle Sprachen beweisen, — πωλεῖν von πέλω, πρᾶσις von περάῳ venire, vendre und venal von venio, etc.) durchaus rastlos und wahrscheinlich streitsüchtig ist; — es sucht, dem Raben gleich, unstät nach Aas, indeß die Vögel die vom Oelbaum sich nähren und seinen Zweig herumtragen, Rast für ihre Füße suchen. So wird von der Weisheit gesagt: „Sie hat ihr Haus gebaut, gehauen ihre sieben Säulen“; und wenn sie auch geneigt ist, an den Eingangspforten lange zu harren, so sind ihre Pfade, wenn sie ihr Haus verläßt und in die Ferne zieht, gleichfalls die des Friedens.

Wie dem auch sei, unser Werk muß an den Eingangspforten beginnen: alle wahre Oekonomie ist

„Das Gesetz des Hauses."

Bestrebe Dich, dieses Gesetz streng, schlicht, großmüthig zu gestalten; nichts zu verschwenden, über nichts zu murren. Trachte keineswegs nach Geld, sondern trachte danach, es auf das beste anzuwenden; allezeit eingedenk der großen, klaren, unvermeidlichen Thatsache, der Grundregel alles wirthschaftlichen Lebens: daß, was ein Mensch besitzt, ein anderer nicht haben kann, und daß jeglicher Bestandtheil einer Substanz, den wir nutzen oder verzehren, was immer sie sei, so viel menschliches Leben ist, das wir ausgeben; eine gerechtfertigte Ausgabe, wenn wir dadurch das jetzige Leben erhalten oder vermehren, anderesfalls wird entweder eben so viel Leben unterdrückt oder vernichtet. Bei jeglichem Kauf erwäge, erstens, welche Lebensbedingungen die Erzeugung des Gekauften für die Arbeiter verursacht; zweitens, ob die gezahlte Summe eine gerechte ist und ob ein richtiger Antheil dem Produzenten zu Theil wird; drittens, wie das was man gekauft hat, am besten verwendet werden kann, damit es nähre, belehre und erfreue; und viertens, an wen und auf welche Weise es ohne Verzug und mit Nutzen vertheilt werden kann. Bei jeglichem Geschäft trachte nach absoluter Offenheit und strenger

Pflichterfüllung, bei jeglicher Arbeit erstrebe vollendete und liebliche Ausführung; insbesonders sieh auf Feinheit und Reinheit bei Waaren, die auf den Markt kommen; und gleichzeitig sei stets darauf bedacht, um allerwegs in Dir und Andern Keime schlichter Freuden auszubilden; und zeige, daß der Inbegriff irdischen Glückes nicht in der Vielheit der Dinge, die wir genießen, sondern in der Stärke und Dauerhaftigkeit des Geschmackes liegt.

Und wenn nach reiflichem und ehrlichem Erwägen all dieser Dinge es sich zeigen sollte, daß die Daseinsweise, deren sich jetzt die Menschen befleißigen müssen, wie es die Gefühle des Mitleids und des Rechts verlangen, wenigstens für die nächste Zukunft keine luxuriöse sein kann; — so erwäge, ob wir diesen Luxus, selbst wenn er uns schuldlos dünkt, begehren würden, falls wir uns klar vergegenwärtigten, welche Leiden er ringsher verursacht. Der Luxus wird, unschuldsvoll und köstlich auch in der Zukunft möglich sein, Luxus für Alle und mit der Hülfe Aller hergestellt; aber der Luxus kann in der Gegenwart nur vom Ignoranten genossen werden; der grausamste Mensch könnte nicht ruhig bei seinem Gastmahl sitzen, höchstens mit verbundenen Augen. Schlage den Schleier kühn zurück, blicke ins Licht; und wenn bis jetzt das Licht des Auges nur thränentrübe und das Licht des Leibes nur trauerumhüllt ist, so gehe hin und weine

und trage edlen Samen, bis die Zeit und das Reich kommt, wo das Brod und der Frieden, die Gaben Christi, zu Theil werden, Diesem Letzten so gut wie Dir.

Wohlstand und Uebelstand.

Die Macht des Menschen über sein Eigenthum ist im weitesten Sinne fünffach: er kann es selber gebrauchen, für andere verwalten, damit prunken, es zerstören oder hinterlassen. Besitz liegt nur im Brauch, der für Jedermann strenge Grenzen hat; so daß solche Dinge und soviel davon als ihm zuträglich ist, gut für ihn oder Wohlstand und mehr davon oder sonstiges, schlecht für ihn oder Uebelstand ist. Bis an die Lippen in den Orinocco getaucht, er trinke davon, so lange ihn dürstet: mehr auf seine Gefahr; die Fülle Vieh auf seinem Lande, er speise davon, solange ihn hungert: mehr auf seine Gefahr. Er kann nicht auf einmal in zwei Häusern wohnen; einige Ballen Seide oder Wolle genügen, um alle seine Kleider, die er jemals tragen kann, zu weben, und einige wenige Bücher enthalten wahrscheinlich Alles, was gut für seinen Geist ist. Ueber diese hinaus und die Aufnahmsfähigkeit der Begabtesten unter uns ist eine beschränkte: wir vermögen den Reichthum blos verwalten und mißverwalten: d. h. ihn vertheilen, verleihen, vermehren, ihn, in Form einer prunkenden Dienerschaft oder prächtiger Hausgeräthe, zur Schau stellen; ihn zerstören oder ihn schließlich hinterlassen. Bei einer Menge reicher Leute entartet die Verwaltung

in Vormundschaft aus: Sie hüten ihr Eigenthum nur als Bevollmächtigte zu Gunsten gewißer Personen, denen es nach ihrem' Tode ausgeliefert werden muß, und die Stellung, klar ausgesprochen, würde schwerlich wünschenswerth sein. Was wären die Empfindungen eines jungen Menschen, dem man bei seinem Lebenseintritt die Laufbahn, die er betreten soll, unter folgenden Bedingungen vorschlüge: „Du mußt unablässig, mit der äußersten Geistesanstrengung, so lange Du kannst, arbeiten. So wirst Du ein gewaltiges Vermögen anhäufen; doch darfst Du nichts davon, außer was zu Deinem Unterhalt erforderlich ist, anrühren. Die von Dir erworbenen Summen, außer was Dein anständig und bescheidener Lebensunterhalt erfordert und was Du sonst an schönen Dingen besitzest, wird Deine Dienerschaft, welche Du ernähren und unermüdlich beaufsichtigen mußt, sorgfältig überwachen, und auf Deinem Todtenbett sollst Du die Macht haben, zu bestimmen, wem das von Dir angehäufte Vermögen gehören und wie es verwendet werden soll."

Die Lebensarbeit unter solchen Bedingungen würde weder Strebsamkeit noch Freude wecken; dennoch ist der einzige Unterschied zwischen dieser Lage und der des gewöhnlichen Kapitalisten die Macht, welche der Letztere zu besitzen *glaubt* und die Andere ihm zuschreiben, sein Geld jeden Augenblick ausgeben zu kön-

nen. Dieser Genuß, den die Einbildungskraft gewährt, die Macht inne zu haben, sich von dem zu trennen, wovon man sich nicht zu trennen beabsichtigt, ist eine der merkwürdigsten, wiewohl die alltäglichste Form vom Schein- oder Trugbild des Reichthums. Aber der National-Oekonom hat mit diesem Idealismus nichts zu thun, er zieht nur dessen praktische Folge in Betracht — nämlich daß der Reiche mit solchem Naturell als ein mechanisches Sammel-Instrument angesehen wird, oder als eine an Verkehrsadern aufgestellte Geldkiste, welche nicht nur einnimmt, sondern auch einsaugt; — eine Art Kiste, wozu nur der Tod den Schlüssel und der tückische Zufall das Vertheilungsrecht des Inhalts hat. In seiner Funktion als Verleiher — (die jedoch eine der Verwaltung, keine der Nutznießung, soweit es ihn selber angeht, ist) nimmt der Kapitalist fürwahr eine interessantere Stellung ein; doch auch in dieser Funktion entarten seine Beziehungen zum Staate in eine Bequemlichkeits-Maschine zum Schuldenmachen aus; eine um so unheilvollere Funktion, als eine Nation ihr Gewissen hinsichtlich einer ungerechtfertigten Ausgabe beschwichtigt, indem sie diese mit geliehenen Geldern bestreitet, ihre Reue über ein thörichtes Geschäft dadurch kundgiebt, daß sie ihre Gewerbsleute auf ihr Geld warten läßt und die Nachkommenschaft für das Werk, das ihr am wenigsten nützt, zu zahlen zwingt.

Luxus.

Man nimmt gewöhnlich an, es sei zum Vortheil einer Nation, Bedürfnisse zu erfinden. Aber es ist Thatsache, daß der wahre Vortheil darin besteht, sie zu vermindern — mit so wenig Bedürfnissen als möglich zu leben.

Dies sollte in der Lebensführung eines jeden Reichen die erste Aufgabe sein. „Mein Herr", sollte frühzeitig sein Lehrer zu ihm sagen, „Sie nehmen einen Platz in der Gesellschaft ein — es mag Ihr Unglück sein, doch müssen Sie sich der Prüfung unterwerfen, daß Sie wahrscheinlich Ihr ganzes Leben lang von der Arbeit Anderer unterhalten werden. Sie müssen für Niemanden Schuhe machen, aber Jemand wird für Sie viele machen müssen. Sie müssen für Niemand graben, aber Jemand wird für Sie an jedem heißen Sommertag graben müssen. Sie müssen keine Häuser bauen und Kleider machen, aber manche schwielige Hand wird Lehm kneten und mancher Ellbogen wird sich beim Nähen krümmen müssen, um Ihren Körper warm zu halten und ihn zu verschönern. Denken Sie allzeit daran, was auch Sie und Ihre Leistungen werth sein mögen, je weniger diese kosten, um so besser. Es kostet nicht nur Geld. Es kostet Erniedrigung. Nicht nur, daß Sie diese Leute beschäftigen, Sie treten auch auf sie. Es muß sein; Sie haben Ihre Stellung

und jene Leute ihre; aber seien Sie behutsam, daß Sie auf sie so leicht als möglich und auf nur so Wenige als möglich, treten. Nahrung, Kleidung und Behausung, deren Sie zur Gesundheit und zum Frieden rechtlich bedürfen, mögen Sie sich getrost nehmen. Lassen Sie sich angelegen sein, daß Sie das Schlichteste, dessen Sie sich bedienen können, nehmen — daß Sie nichts verschwenden oder Nichts aus Eitelkeit tragen — und daß Sie Niemanden, der Sie mit nutzlosem Luxus versieht, beschäftigen."

Dies ist die erste christliche oder menschliche Wirthschaftslehre; und glaube mir, mein Freund, es ist eine gesunde Lehre, die Geister des Himmels und der Erde würden bei einer Abstimmung ihre Stimmen nicht vorenthalten, welche Ansichten auch die Manchester-Schule oder irgend eine andere hinsichtlich „Angebot und Nachfrage" hegen mag. Frage nach dem, was Du verdienst, und man wird — zu Deinem Heil — es Dir anbieten. Frage nach dem, was Du nicht verdienst, und man wird Dir Etwas anbieten, wonach Du nicht fragtest und was Du, wie die Natur wahrnimmt, — ganz und gar gegen Dein Heil — verdienst. Dies ist das Gesetz Deines Daseins und wenn Du es nicht zum Gesetz Deines Willens machst, um genau so viel schlimmer für Dich und Alle, die von Dir abhängen.

Doch merke, dieses Gesetz verbietet keinen Luxus, der in seiner Herstellung die Menschen nicht erniedrigt.

Paul Veronese mag, wenn Du willst, Deine Decke für Dich malen oder Benvenuto Gefäße für Dich machen. Aber Du darfst keine hundert Taucher beschäftigen, um Perlen zur Uebernähung Deiner Aermel zu finden. Und je nachdem Du den Unterschied zwischen diesen zwei Dienstleistungen einsiehst, ergiebt es sich, ob Du ein gebildeter Mensch oder ein Barbar bist. Wenn Du Sklaven hältst, um Dich mit Kleidern zu versehen — Deinen Wanst zu füllen — Deiner Trägheit oder Deinem Stolze zu fröhnen — dann bist Du ein Barbar. Wenn Du Dienstleute hältst, um deren Wohl Du es Dir angelegen sein läßt, die Dich mit dem versehen, dessen Du wirklich bedarfst — dann bist Du ein civilisirter Mensch — ein Mensch der Anspruch erheben kann auf bürgerliche (civile) Rechte.

Geldherr oder Feldherr?

Denkt Ihr, daß die alte Art, daß „wer Gewalt hat, nehmen, und wer die Macht hat, behalten sollte", weniger ungerecht ist, wenn sich die Gewalt zur Gewalt des Kopfes statt der der Faust umgestaltet hat? und daß, wiewohl wir aus der Schwachheit eines Kindes oder einer Frau keinen Vortheil ziehen mögen, wir ihn aus der Thorheit eines Menschen ziehen dürfen? „Nein! schließlich jedoch muß die Arbeit gethan werden, und es müssen einige Menschen zuoberst und

Andere unter ihnen stehen." Zugegeben, meine Freunde, Arbeit muß immer gethan werden, und es muß auch immer Führer der Arbeit geben; und wenn Ihr euch einigermaßen dessen entsinnt, was meine Schriften lehren, so müßt Ihr wissen, daß man sie untauglich für unsere Zeit hält, weil sie immer auf der Nothwendigkeit strengen Regierens beharren und verächtlich von Freiheit reden. Aber ich bitte Euch, zu beachten, daß ein großer Unterschied darin besteht, ob man Führer oder Beherrscher der Arbeit ist, oder ob man ihren Nutzen einsteckt. Es folgt nicht daraus, weil Ihr die Feldherrn einer Armee seid, daß Ihr Euch Schätze oder Länder, die sie erringt, aneignen dürft, falls sie um solche kämpft; ebensowenig, weil Ihr König eines Volkes seid, daß Ihr allen Nutzen, welchen die Nation erarbeitete, verzehrt. Die wirklichen Könige werden im Gegentheil immer daran erkannt, daß sie gerade das Entgegengesetzte thun, — daß sie das möglichst Wenige von der Arbeit der Nation für sich nehmen. Es giebt kein unfehlbareres Kennzeichen wahrer Königswürde als dies. Lebt das gekrönte Haupt schlicht, tapfer, prunklos? Dann wahrscheinlich ist er ein König. Bedeckt er sich mit Juwelen und seine Tafel mit Leckerbissen? — Dann in aller Wahrscheinlichkeit ist er kein König. Mag sein, daß er ist, was Salomon war; aber das ist, wenn das Volk seinen Glanz mit ihm theilt. Salomon brachte Gold nicht nur wie Steine in seinen

eigenen Palast, sondern es war wie Steine in Jerusalem. Wie dem auch sei, solche herrliche Königsmacht ist zumeist schnell vergänglich, und nur die wahre Königsmacht lebt, der pflichtgetreue königliche Arbeiter, der über loyale Arbeiter herrscht; die, indem sie beide rauhe Arbeit schaffen, die wahren Dynastien gründen. Unwiderleglich werdet ihr finden, daß weil Ihr über eine Nation herrscht, nicht daraus folgt, daß Euch zusteht, allen Reichthum dieser Nation zu nehmen, noch, weil Ihr einen kleinen Theil dieser Nation beherrscht und Herr seid über ihre Lebensmittel, über Felder, Fabriken oder Minen, daß Ihr Euch alle Früchte eines die nationale Existenz stützenden Zweiges aneignen dürft.

Ungerechte Besteuerung.

Es giebt wirklich nichts so Ungeheuerliches unter den in der Geschichte der Menschheit verzeichneten Gewaltsamkeiten und Albernheiten, als daß es den Regierungen gewährt sein sollte, für irgend eine Thorheit, die sie begehen mögen, Geld zu erheben, indem sie den Kapitalisten das Recht verkaufen, künftige Geschlechter in alle Ewigkeit zu besteuern. Alle die auf grausamste Weise geführten Kriege, alle Schwelgereien, wonach die trägen Klassen haschen, werden dadurch hundertfach von den Armen bezahlt. . . .

Der beträchtlichste Theil des Elends in der Welt entsteht durch die Kniffe der ungerechten Besteuerung. Alle schlimmen Leidenschaften — Hochmuth, Gier, Rachsucht, Schadenfreude und Trägheit — werden hauptsächlich von den, gewissen Menschen leicht sich bietenden Gelegenheiten, genährt, Anderen, über die sie Einfluß haben, in die Taschen greifen zu können. Zahlt einem jeden für seine Arbeit, zahlt Niemandem als für seine Arbeit; seht zu, daß die Arbeit eine gute ist, und man wird herausfinden, daß für Hochmuth, Gier und Trägheit nur noch ein geringer Spielraum bleibt.

Das große Wettspiel.

Unter allen englischen Spielen steht das des Geldmachens in erster Linie; ein Spiel, welches Alles in sich schließt, und wobei Einer den Andern öfters zu Boden wirft als beim Fußballspiel oder dem rohesten Sport. Und es ist ein Spiel ohne End und Ziel. Niemand, der sich ihm mit Leib und Seele widmet, weiß weßhalb. Man frage einen erfolgreichen Geldmacher, was er mit seinem Geld zu thun gedenkt — er ist sich dessen nie bewußt. Er macht es nicht, um damit etwas Bestimmtes zu thun. Er erwirbt es nur, um es zu haben. Auf die Frage: „Was gedenkst Du, mit dem was Du hast, zu thun", lautet die Antwort: „Wohlan, ich will mehr damit

machen." Ganz so, wie man beim Cricketspiel mehr Läufe macht. Die Läufe haben keinen Zweck, doch besteht das Spiel darin, mehr als andere zu bekommen. Und so auch hat das Geld keinen Zweck; doch besteht das Spiel darin, mehr als Andere zu bekommen. Was, Ihr bildet Euch ein, jenes gewaltige, schmutzige London — das lärmt, heult, raucht und stinkt — ein greulich gährender Backsteinhaufen — wäre eine Stadt der Arbeit? Es ist weiter nichts als ein großer Cricketplatz — ohne Rasen — ein riesiges Billard, ohne Tuch, doch mit Taschen, tief wie die bodenlose Hölle; vor allem aber ein Billard, sonst nichts.

Sklaverei Einst und Jetzt.

Im Jahre 1102 beschloß der hohe Rath Skt. Peter's, Westminster, „daß sich künftighin kein Mensch unterstehen darf, den ruchlosen Sklavenhandel zu betreiben und Menschen wie Vieh, wie es bisher allgemein Sitte war, auf dem Markte auszubieten." Aber der nicht minder ruchlose Sklavenhandel, Menschen auf unsern Märkten durch billige und billigere Preise zu unterbieten, hat gewährt bis auf den heutigen Tag, was Zustände der Sklaverei hervorbringt, die sich von den alten nur dadurch unterscheiden, daß man statt genährt zu werden, verhungern muß. Außerdem ist ein unter den Völkern bis jetzt unerhörtes Skla-

venthum bei uns entstanden. Bei jeder früheren Sklaverei: ägyptischer, algerischer, sächsischer und amerikanischer klagte der Sklave, weil man ihm zwangsweise Arbeit auferlegte; aber der moderne volkswirthschaftliche Sklave ist eine neue weit mehr geschädigte Art, weil man ihn zwangsweise zum Nichtsthun verdammt, aus Furcht daß er Andere verderben könne. Das schöne, logische Ergebniß der volkswirthschaftlichen Theorie in dieser Sache ist dies daß, wenn Du ein Schuster bist, es ein Gesetz des Himmels ist, daß Du Deine Waare unter ihrem Preise verkaufen mußt, damit Du das Gewerbe anderer Schuster verdirbst.

Verwaltungs-, nicht Besitzungs-Recht.

Die Grundsätze, welche auf den Reichthum Bezug haben, sind buchstäblich und thatsächlich die, wozu alle guten Menschen sich bekennen; nämlich, daß sie Verweser oder Verwalter der ihnen anvertrauten Talente sind. Ist es aber nicht seltsam, daß, während wir diese Worte in bildlichem Sinne mehr oder minder gelten lassen, wir die Worte so wie sie geschrieben stehen, niemals gutheißen? Ihr wißt, die Lehre wird in der Form einer Geldgeschichte gegeben. Den Knechten wird Geld überlassen, daß sie es verwalten. Der faule Knecht vergrub und verbarg das Geld seines Herrn. Wohlan, wir, wenn wir dies auf Wirth-

schaftliches und Geistiges anwenden, sagen, daß Geld natürlich nicht Geld bedeute: es bedeute Verstand, es bedeute Geist, es bedeute Einfluß bei Hochgestellten, es bedeute Alles in der Welt, nur nicht Geld. Und merkt Ihr auch, wie gut die meisten unter uns auf diese Weise davon kommen? Natürlich, wenn wir Verstand hätten, so würden wir ihn zum Besten unserer Mitmenschen gebrauchen. Aber wir haben keinen. Natürlich, wenn wir bei den Bischöfen Einfluß hätten, so würden wir ihn zum Besten der Kirche benützen; aber er fehlt uns. Natürlich, wenn wir politische Macht hätten, so würden wir sie zum Besten des Volkes benützen, aber wir besitzen keine. Wir haben keine uns anvertrauten Talente. Es ist wahr, wir haben ein wenig Geld, aber die Parabel kann unmöglich so etwas Gemeines wie Geld meinen; das Geld gehört uns.

Ich glaube, wenn Ihr über die Sache ernstlich nachdenkt, so werdet ihr empfinden, daß die erste und buchstäbliche Auslegung ebenso nothwendig ist als irgend eine andere, daß die Geschichte insbesonders das meint, was sie sagt — einfaches Geld; und daß der Grund, weßhalb wir dies nicht sofort glauben, auf einer Art selbstverständlicher Vorstellung beruht, daß während uns Denkkraft, Verstand und Geist und alle Ueberlegenheiten der Geburt und Stellung wirklich *gegeben* werden, und deßhalb für den Geber verwaltet werden müssen — unser Reichthum uns nicht

gegeben worden ist, sondern daß wir dafür arbeiteten und ein Recht haben, ihn nach Belieben auszugeben. Ich glaube, Ihr werdet einsehen, daß es sich wirklich so verhält, weßhalb wir die Sache so auslegen. Wir sagen, Gott verleiht Schönheit — es ist eine Gabe; Gott verleiht Stärke — es ist eine Gabe; Gott verleiht Stellung — es ist eine Gabe; Geld jedoch ist ein rechtmäßiger Lohn für unsere Alltagsarbeit. Wir dürfen es mit Recht für uns selber ausgeben, wenn wir dafür gearbeitet haben.

Und dies ließe sich scheinbar rechtfertigen, wenn nicht gerade die Kraft, durch welche wir das Geld erwerben, selber nur eine Anwendungsart jenes Geistes oder jener Stärke wäre, welche wir Gabe nennen. Weßhalb ist ein Mensch reicher als ein anderer? Weil er fleißiger, beharrlicher, weiser ist? Diese Macht der Ausdauer, diese Geschwindigkeit der Auffassung, diese Ruhe des Urtheils, wodurch er Gelegenheiten, die Anderen entgehen, ergreift und wodurch er auf eingeschlagenen Pfaden, worauf Andere zu Grunde gehen, verharrt — sind dies nicht Gaben? — gehören sie nicht, beim jetzigen Stande der Welt zu den ausgezeichnetsten und einflußreichsten Geistesgaben? Und ist es nicht sonderbar, daß, während wir uns in innerster Seele schämen würden, eine körperliche Ueberlegenheit zu gebrauchen, um unsere schwächeren Mitmenschen von einem vortheilhaften Platz wegzudrän-

gen, wir nicht das geringste Bedenken tragen würden, unsere geistige Ueberlegenheit zu benützen, um von ihm alles Gute zu entreißen, was jene Geistesstärke ihm entreißen kann. Es würde Euch empören, einen starken Menschen in ein Theater oder einen Hörsaal eintreten zu sehen, der sich ruhig den besten Platz auswählte, seinen schwachen Nachbarn beim Kragen nähme und ihn auf einen Sitz weiter hinten oder auf die Straße würfe. Es würde euch ebenso empören, zu sehen, wie sich ein dicker Kerl an eine Tafel drängt, wo man hungrigen Kindern zu essen giebt, und er seinen Arm über ihre Köpfe streckte, um ihr Brod wegzunehmen. Aber es empört Euch nicht im Geringsten, wenn ein Mensch derb denkt und schnell begreift und statt nur langarmig zu sein, die größere Gabe hat, schlauköpfig zu sein — es dünkt Euch ganz gerecht, daß er seinen Verstand gebraucht, um aus dem Munde eines jeden anderen Menschen in der Stadt, der ein gleiches Geschäft wie er treibt, das Brod zu nehmen; oder seinen Gesichtskreis, soweit er reicht, benützt, um einen gewissen Handelszweig seines Landes in ein großes Spinnengewebe zusammenzuziehen, worin er selber die Centralspinne ist, unter deren Spitzklauen jedes Fädchen bebt, vor deren Spitzaugen jeder Zugang beherrscht wird. Ihr seht dies als keine Ungerechtigkeit an.

Wahrhaftiger Adel.

Ehrwürdig und erhaben ist die Macht des Dominus und der Domina; nicht durch die gradlinige Zahlenreihe, welcher sie entstammen, sondern durch die Anzahl Menschen über welche sie herrschen. Man huldigt ihr gerne, wo eine solche Herrschaft auf Pflichtgefühl beruht und ihr Ehrgeiz sich mit ihrem segensreichen Wirken deckt. Euere Einbildungskraft gefällt sich darin, als Edeldamen mit einem Gefolge von Vasallen zu erscheinen. Es sei! Ihr könnt niemals zu edel, Euer Gefolge niemals zu groß sein, seht aber zu, daß Euer Gefolge aus Vasallen besteht, die von euch versorgt werden, nicht aus Sklaven, die Euch versorgen und Euch ernähren; daß die Menge die Euch gehorcht, aus Menschen besteht, die von Euch getröstet, nicht unterdrückt, die von Euch erlöst, nicht unterjocht werden.

Tribut, den Alle leisten sollen.

Bis zu welchem Grad darf man mit Fug und Recht aus vielen Menschen einen Theil ihrer Seele aussaugen, um aus diesen ihnen entzogenen Seelentheilen eine schöne oder ideale Seele zu bilden? Wenn wir mit bloßem Blut statt Geist zu thun hätten (und man die Sache buchstäblich — wie man es bereits mit

Säuglingen gethan hat — thun könnte), so daß man einer Anzahl gemeinem Volke Blut entziehen könnte, das wir Jemandem in die Adern gössen, um ihn zu einem blaublütigen Adligen umzugestalten, man würde die Sache sicherlich ausführen; ich glaube, insgeheim. Jetzt aber, weil wir Gehirn und Seele, kein sichtbares Blut erpressen, geschieht es ganz offen, und wir, gebildete Menschen, leben wie die Wiesel vom abgefeimtesten Raub, d. h. für uns graben und schaufeln eine Anzahl gemeiner Leute, mit meistentheils abgestumpften Gefühlen, damit wir, von ihnen freiwillig genährt, alles Denken und Fühlen für uns selber haben. Und dennoch lassen sich dafür gute Gründe vorbringen. Ein Vollblut-Adliger und hochgebildeter Engländer, Franzose, Oestreicher oder Italiener, mehr noch eine Edeldame, ist eine große Schöpfung — eine bessere als die meisten Standbilder; denn zur Schönheit der Form gesellt sich die Schönheit der Farbe und dazu noch die Macht des Denkens; herrlicher Anblick und wunderbar im Verkehr; und wir können eine solche Schöpfung nicht haben, ebensowenig wie eine Kirche oder Pyramide, wenn nicht viele Menschen opferbereitwillig von ihrem Leben dazu beitragen. Und besser ist es vielleicht einen edlen Menschen als eine schöne Kuppel oder einen schönen Thurm zu bilden — und erfreulicher den Blick ehrfurchtsvoll auf ein hoch über uns stehendes Wesen, als auf eine Mauer zu

richten; nur hat ein solches schönes menschliches Wesen wiederum seine Pflichten — die eines lebendigen Thurms und Walls.

Frieden auf Erden.

Habt Ihr jemals ernstlich über die Bedeutung jenes Segens nachgedacht, der den Friedfertigen gegeben wird? Die Leute erwarten beständig im Himmel Frieden zu erlangen; aber den Frieden dort bekommen sie fix und fertig. Der Friede, wofür sie gesegnet werden sollen, muß auf Erden gestiftet worden sein: kein Sichwaffnen gegen ein „Meer von Plagen", sondern ein Sichdaraufeinnisten. Schwer genug, denkt ihr? Vielleicht; aber ich sehe nicht, daß es irgend Jemand von uns versuchte. Wir klagen, daß es uns an vielen Dingen mangelt — an politischer Macht, an Freiheit, an Unterhaltung, an Geld. Wer von uns empfände, oder ahnte, daß es ihm an Frieden mangelt?

Es giebt zwei Arten, ihn zu gewinnen, so Ihr ihn begehrt. Die erste steht ganz und gar in unserer Macht — daß Ihr euch Nester freudiger Gedanken baut. Dies sind fürwahr Nester auf den Meereswogen, aber sicherer, weit sicherer als alle Andern; nur erfordert es große Kunst, sie zu bauen. Keiner von uns weiß, denn man hat es uns in früher Jugend nicht gelehrt, welche Feenschlösser, unzugänglich jeglichem Mißgeschick, man aus schönen Gedanken aufbauen kann. Phan-

tasiegebilde voller Pracht, beglückende Erinnerungen, seelenvolle Erzählungen, aufrichtige Sprüche, Schatzkammern voll kostbarer und friedsamer Gedanken, welche keine Sorgen stören, keine Qual verdüstern, keine Armuth uns nehmen kann — Häuser, ohne Hände erbaut, worin unsere Seelen wohnen können.

Und im wirklichen Leben, man glaube mir, muß man zuvörderst trachten, die „Ruhe der Weisheit" zu erringen und für Behaglichkeit und Schönheit eines Heims zu arbeiten, das wir, wenn wir es erlangen könnten, nicht wieder verlassen möchten. Nicht die Wohnung in einem Miethzinshaus neuester Art, nicht Nummer so und so in der Paradies Straße, sondern eine Hütte, ganz und gar unser eigen, mit einem Gärtchen, einer schönen Aussicht, ländlicher Umgebung, nachbarlichem Strome, gesunder Luft, reinlicher Küche und Wohn- und Schlafzimmer. Niemand sollte sich mit weniger als solch einem Heim begnügen; mehr als dies sollten Wenige suchen: aber wenn es uns unmöglich, oder allzu schwärmerisch dünkt, daß jemals solche Häuser für den größten Theil des englischen Volks erlangt werden können, so glaube man mir, daß es die hauptsächlichste Aufgabe jeder wahrhaftigen Wissenschaft, wahrhaftigen Kunst und wahrhaftigen Litteratur sein muß, die zu Erlangung jener Dinge im Weg stehenden Hindernisse hinweg zu räumen. Die Wissenschaft erfüllt nicht ihre Pflicht, indem

sie uns die Ursachen der Sonnenflecken verkündet, sondern indem sie uns die Gesetze des eigenen Lebens und die Folgen, wenn wir sie verletzen, auseinandersetzt. Die Kunst erfüllt nicht ihre Pflicht, indem sie Monstergallerien mit leichtfertigen, schreckenerregenden und unziemlichen Gemälden anfüllt; sondern indem sie die tägliche Lebensführung, die süße Gewohnheit des Daseins vervollkommt und verfeinert, und die Litteratur erfüllt nicht ihre Pflicht, indem sie unsere Stunden mit politischem Hader oder erdichteten Lügen vergeudet, sondern indem sie unsere Einbildungskraft zum Höhepunkt dessen erhöht, was das wirkliche Leben edel, ehrlich und glückselig machen kann; — indem sie, wiewohl wir arm und unbewandert sein mögen, uns mit den Weisen aller Zeiten und Länder verbrüdert, daß sie uns durch das Leben begleiten; indem sie mitwirkt, unter fernen Völkern lautere Gedanken und aufrichtige Ziele zu verbreiten, welche endlich über das Meer zügelloser Leidenschaft Windesstille bringen und dem Winter der Welt solche halkyonische Tage schenken, daß die Vögel der Lüfte sich einnisten können in Frieden, und der Menschensohn hat, wo er sein Haupt hinlege.

Arbeit.

Arbeit ist Leben: aus dem innersten Herzen des Arbeiters steigt seine gottverliehene Kraft, der geheiligte, vom allmächtigen Gott ihm eingehauchte Lebensgeist auf; ruft ihn aus seinem innersten Herzen heraus zu aller Hoheit auf, — zu aller Kenntniß, „Selbsterkenntniß“ und noch viel mehr, sobald er anfängt, richtig Hand an die Arbeit anzulegen. Kenntniß? An solche Kenntniß, welche sich bei der Arbeit bewährt, klammre Dich fest; denn Natur beglaubigt diese, sagt Ja zu ihr. Eigentlich besitzest Du keine andere Kenntniß als die, welche Du durch die Arbeit errungen hast; alles Uebrige ist nur muthmaßliches Wissen; etwas, worüber man in Schulen argumentieren kann, was in endlosen Gedankenwirbeln in den Wolken herumfliegt, bis wir sie prüfen und festhalten. „Zweifel irgend welcher Art kann nur durch die That gehoben werden.“

Carlyle: Past and Present.

Arbeitstheilung.

Man hat in jüngster Zeit den großen civilisatorischen Plan der Arbeitstheilung eingehend studirt und ungemein vervollkommnet, nur giebt man der Sache einen falschen Namen. Richtig gesprochen ist es nicht die Arbeit, welche man theilt, sondern die Menschen: man zerstückelt sie in winzige Lebens-Fragmente und Bruchtheile, so daß das bischen Geisteskraft, das einem Menschen verbleibt, nicht mehr hinreicht, um eine

Nadel oder einen Nagel zu machen, sondern darin aufgeht, eine Nadelspitze oder einen Nadelkopf fertig zu bringen. Es mag wünschenswerth sein, viele Nadeln in einem Tag zu machen; aber könnten wir sehen, mit welchem Krystallsand ihre Spitzen zugeschliffen sind — mit dem Sand menschlicher Seelen, den man gewaltig vergrößern muß, um ihn für das zu halten, was er ist, – so dächte man auch über gewisse Verluste dabei nach. Und der große Jammer, der sich aus all unsern Fabrikstädten erhebt, deutlicher als der Qualm ihrer Hochöfen, kommt ganz und gar daher, daß wir dort alles, nur keine Menschen bilden; wir bleichen Baumwolle, härten Stahl, raffiniren Zucker, formen Töpferwaaren; aber einen einzigen lebenden Geist aufzuhellen, ihn zu kräftigen, ihn zu läutern, ihn zu bilden — dies kommt bei der Berechnung unseres Vortheils nicht in Betracht . . .

Und nun, Leser, schaue dich um in deinem englischen Zimmer, darauf du oftmals so stolz warst, weil die Arbeit darin so gut und haltbar und die Verzierungen exakt sind. Prüfe nochmals alle jene akkuraten Simse und Polituren und die regelrechten Arbeiten aus gezeitigtem Holz und gehärtetem Stahl. Leider sind, wenn richtig gelesen, diese Trefflichkeiten Zeichen einer Sklaverei in unserm England, tausend Mal härter und entwürdigender, als die des gegeißelten Afrikaners und griechischen Heloten. Menschen können geschlagen,

gefesselt, gefoltert, wie Vieh ins Joch gespannt, wie Sommerfliegen vertilgt werden und dennoch gewissermaßen, im besten Sinne des Wortes, frei bleiben. Aber die Seele in ihnen ersticken, die saftgenährten Zweige ihrer Geisteskraft abhacken, wurmige kahle Stämme aus ihnen machen, Fleisch und Blut, Gottes Ebenbild, als lederne Treibriemen ins Joch eines Maschinenthums spannen — dies, fürwahr, heißt Herr über Sklaven sein. Mehr Freiheit könnte in England bestehen, wiewohl ein Wort seiner feudalen Lords ein Menschenleben aufwöge und das Blut des bedrängten Landmanns in den Furchen seiner Felder flösse, als es besitzt, so lange man den Lebenshauch seiner Massen wie ein Heizmittel benützt, um den Fabrikrauch zu nähren, und täglich ihre Kraft gebraucht, um sie an die Feinheit eines Stoffes zu vergeuden, oder an der Unfehlbarkeit einer Linie auszurecken . . . Man denke nicht, daß ich unüberlegt oder übertrieben spreche. Es ist thatsächlich diese Erniedrigung des Handwerkers zur Maschine, die mehr als irgend ein anderes Uebel der Zeit die große Masse überall zu einem vergeblichen, wirren und verderblichen Kampf für eine Freiheit antreibt, über deren Natur sie sich selber nicht klar ist. Ihre allgemeine Wuth gegen Reichthum und Adel wird ihnen nicht von der Qual des Hungers oder vom Stachel verletzten Stolzes abgerungen. Diese vermögen viel und haben zu allen Zeiten viel vermocht,

aber die Grundlagen der Gesellschaft waren niemals so erschüttert wie heutzutage. Nicht, daß Menschen schlecht genährt wären, sondern sie haben keine Freude an der Arbeit, durch welche sie ihr Brod verdienen und schauen sie deßhalb zum Reichthum auf als zu dem alleinigen Mittel für Genuß. Nicht, daß Menschen unter der Geringschätzung der oberen Stände schmachteten, sondern ihr eigener Stand ist ihnen zuwider; denn sie empfinden, daß die Arbeit, zu der sie verdammt sind, wahrhaft erniedrigt und sie zu weniger als Menschen macht. Niemals hegten die oberen Stände mehr Theilnahme oder mehr barmherzigen Sinn für die niedern Klassen als heutigen Tags, und dennoch waren sie niemals von ihnen so gehaßt: denn ehedem war die Trennung zwischen Edel und Arm nur eine vom Gesetz errichtete Schranke; jetzt aber besteht ein wahrhaftiger Unterschied zwischen den Ständen, eine Kluft im Bereich der Menschheit zwischen Hoch und Niedrig, und auf dem Boden ist die Luft eine verpestete . . . . . Fühlen, wie ihre Seelen, ohne daß man es ihnen dankt, absterben; gewahren, wie ihr ganzes Wesen in einen Abgrund sinkt, den man nicht dafür hält; einem Haufen Mechanismus zugezählt, seinen Rädern zugerechnet und seinen Hammerschlägen zugewogen werden: dies will die Natur nicht, dies heißt Gott nicht gut, dies kann die Menschheit nicht lange mehr ertragen.

Mensch oder Maschine.

Im Wesen eines jeden Menschen, auch des schlichtesten und ungeschliffensten, schlummern gewisse bessere Anlagen: auch bei dem Geringsten regt sich eine gewisse Phantasie, Empfindung und Geisteskraft, wenn auch schwach, zaghaft und schwankend. Daß diese Anlagen schwach und schwankend bleiben, ist zumeist unsere Schuld. Aber sie können nicht erstarken, wenn wir nicht nachsichtig gegen sie sind und sie nicht in ihrer Unvollkommenheit sogar mehr schätzen als die bereits geschulte Fertigkeit. Und was wir mit unsern Arbeitern thun müssen, ist, daß wir das Sinnige in ihnen herausfinden und ausbilden müssen, was es auch kosten mag, und welche Fehler und Irrthümer wir auch mit in den Kauf nehmen müssen. Ihr Bestes entwickelt sich nur begleitet von Irrthum. Man sei sich darüber klar: man kann einen Menschen lehren, eine gerade Linie zu zeichnen und auszuhauen, eine gebogene einzuschlagen und zu schnitzen, irgend eine Anzahl gegebener Linien und Formen wunderbar schnell und ganz genau zu kopiren und einzuschlagen. Fordert man ihn jedoch auf, über irgend eine der Formen nachzudenken, ob er nichts Besseres zu ersinnen vermag, dann stockt er; er wird unschlüssig, er versucht es, und, zehn gegen eins, es mißlingt ihm. Es ist nahezu sicher, daß er fehlgeht, da er zum

ersten Mal als denkendes Wesen Hand an die Arbeit anlegt. Man hat trotz alledem einen Menschen aus ihm gemacht. Er war vorher nur eine Maschine, ein belebtes Werkzeug.

Und wohlverstanden, man muß hierin eine gestrenge Wahl treffen: ob man blinde Werkzeuge oder Menschen haben will. Beides zusammen geht nicht. Es liegt nicht in der Absicht der Natur, daß Menschen exakt wie Werkzeuge schaffen, daß jeder Kraftaufwand vollkommen präcise sei. Wenn man dies von ihnen verlangt und fertig bringen will, daß ihre Finger taktgemäß schaffen wie Kammräder, ihre Arme Kurven ziehen wie Zirkel, dann muß man sie entmenschlichen. Ihre ganze Geistesenergie muß herhalten, daß sie aus sich Kammräder und Zirkel machen. Alle Aufmerksamkeit und Kraft geht darauf aus, dieser erniedrigenden Thätigkeit zu genügen. Das Seelenauge muß auf die Fingerspitze gerichtet sein, und die Seelenkraft muß zehn Stunden täglich die unsichtbaren Fingernerven stärken, daß sie nicht von ihrer stählernen Präzision abschweifen, und so wird Seele und Gesicht abgestumpft, bis der ganze Mensch schließlich verloren geht und, was seine intellektuelle Wirksamkeit hienieden betrifft, einem Haufen Sägmehl gleicht; sein Herz nur rettet ihn; es kann nicht auf Art eines Kammrads oder Zirkels gehen, sondern schleicht sich, nachdem die zehn Stunden vorüber sind,

in das Bereich des menschlichen Gemüths. Wenn man anderseits aus dem Arbeiter einen Menschen bilden will, so kann man kein Werkzeug aus ihm machen. Man lasse ihn nur anfangen sich etwas vorzustellen, über etwas zu denken, sich an etwas Schaffenswerthem zu versuchen, und die maschinengedrechselte Exaktheit ist hin. Das Ungeschliffene, Unbeholfene, Unfähige des Menschen kommt zu Tage; er ist beschämt, er geht fehl, er stockt und stockt; doch kommt auch seine ganze Machtvollkommenheit zu Tag; die Höhe läßt sich nur ermessen, wenn man die Wolken darauf sieht. Mögen die Wolken licht oder dunkel sein, eine Verklärung von innen und außen geht vor sich. —

Hand- und Geistesarbeit.

Wir erstreben heutzutage immerzu, Hand- und Geistesarbeit von einander zu trennen; wir verlangen, daß der eine Mensch immerzu denken, der andere immerzu arbeiten soll; wir nennen den einen Gentleman, den andern Arbeiter, indessen dieser oftmals denken und jener oftmals arbeiten sollte, damit Beide im besten Sinne des Wortes Gentlemen werden könnten. So wie die Dinge liegen, können sie es nicht werden; der eine beneidet, der andere verachtet seinen Bruder, und die Gesellschaft besteht aus krankhaften Denkern und elenden Arbeitern. Es kann nun

einmal die Arbeit nur durch das Denken gesund erhalten und das Denken nur durch die Arbeit glücklich gemacht werden, und wo man beide trennt, bleibt die Strafe nicht aus. Es wäre gut, wenn wir Alle in irgend einem Fache gute Handwerker wären und man die Handarbeit nicht mehr als Unehre ansähe.

Es sollte kein Unterschied zwischen freien und unfreien Künsten gemacht werden. Alle Berufsarten sollten freie sein, und man sollte weniger auf die Eigenartigkeit des Berufs als auf die Stufe der Leistungsfähigkeit stolz sein. Aber noch mehr, kein Meister sollte sich zu gut dünken, um nicht die härteste Arbeit seines Standes zu thun. Der Maler müßte seine eigenen Farben reiben, der Architekt mit seinen Leuten arbeiten, der Fabrikant die gewandteste Hand in seiner Fabrik sein, und der Unterschied zwischen einem Menschen und dem anderen müßte in seiner Erfahrung, Geschicklichkeit und Autorität und in dem durch sie naturgemäß und gerechterweise errungenen Besitze liegen.

Goldene Kaufregeln.

Das große Unheil der modernen Fabrikation, welche aus Myriaden Arbeitern Maschinen macht, kann nur auf eine Weise gehoben werden: nicht durch den Unterricht, den man den Arbeitern giebt, noch durch die Predigten, die man ihnen hält; denn sie unter-

richten heißt weiter nichts, als ihnen ihr Elend zeigen, und ihnen predigen, wenn wir sonst nichts für sie thun, heißt Spott mit ihnen treiben. Das Uebel läßt sich nur dadurch heilen, daß alle Klassen einsehen lernen, welche Art Arbeiten gut für die Menschen sind, um sie zu heben und glücklich zu machen; ferner, daß alle Klassen bereitwillig auf jede Bequemlichkeit, Schönheit oder Billigkeit verzichten, welche der Erniedrigung der Arbeiter abgerungen werden, und daß alle Klassen ebenso bereitwillig nur die Erzeugnisse und Früchte einer gesunden und veredelnden Arbeit kaufen.

Man wird mich fragen, wie man solche Erzeugnisse erkennen kann? Leicht: man richte sich nach den drei folgenden deutlichen und einfachen Regeln:

I. Man ermuthige niemals die Anfertigung eines nicht absolut nothwendigen Gegenstandes, der ohne Mithilfe künstlerischer Konzeption hergestellt wird.

II. Man verlange niemals vollendete Ausführung (exact finish) um ihrer selbst-, sondern nur um eines praktischen und edlen Zweckes willen.

III. Man ermuthige niemals Imitation oder Nachbildung irgend welcher Art, außer wo es sich darum handelt, von einem großen Werk eine Art Urkunde zu bewahren.

Zum Beispiel: Glasperlen sind durchaus unnöthig;

kein sinnreicher Gedanke hilft bei der Fabrikation mit. Um sie herzustellen, wird Glas in dünne Stäbe gezogen, die von der menschlichen Hand in Stücke zerhackt und im Feuer abgerundet werden. Unter dem vollendeten Taktschlag eines unaufhörlichen Gliederzitterns geht die Arbeit des Zerhackens vor sich; wobei unter dem Zittern und Beben der Hände die Glasperlen wie Hagelkörner niederfallen. Weder diesen Arbeitern, noch denjenigen, welche die Glasstäbe machen, noch denjenigen, welche die Perlen runden, ist die geringste Gelegenheit geboten, irgend eine menschliche Fähigkeit zur Geltung zu bringen. Eine Dame, welche Glasperlen kauft, fördert Sklaverei, grausamer als diejenige, welche wir uns so lange abzuschaffen bemühten.

Glaskelche und -gefäße jedoch sind Dinge, deren Herstellung künstlerischer Erfindungsgabe förderlich werden können. Geben wir Geld dafür aus; d. h. für schöne Formen oder Farben oder kunstsinnige Gravirungen, nicht bloß für raffinirten technischen Schliff, dann bewirken wir Gutes.

So auch erfordert das Schleifen edler Steine zumeist geringe Geistesfähigkeit; etwas Takt und Umsicht, um Flecken zu umgehen, und derartiges, doch keine höhere Empfindung. Wer deßhalb geschliffene Juwelen nur ihres Werthes halber trägt, treibt Sklaverei.

Goldschmiedarbeit hingegen, Juwelen und Emaille

sinnreich zusammengestellt, gewährt dem menschlichen Geist Spielraum, sich auf edle Weise bethätigen zu können. Geld für geschmackvoll ausgearbeitetes Geräthe oder schön gravirte Vasen, Kameen oder Emaille ausgegeben, bewirkt Gutes. Zur Verschönerung solcher Gegenstände können Juwelen verwendet werden, und das Schleifen derselben ist alsdann ein für ein höheres Ziel bezahlter Preis und daher ganz gerechtfertigt....

Die Regel, kurzgefaßt, ist die: zuvörderst schätze man künstlerische Konzeption, in zweiter Linie erst technische Ausführung, und man verlange von der letzteren nicht mehr, als der Künstler ohne peinliche Anstrengung geben kann. Vor allem keine raffinirte Technik, bei der jeder sinnreiche Gedanke fehlt; denn dies ist der reinste Sklavendienst. Lieber grobe als polirte Arbeit, so sie nur dem praktischen Zwecke entspricht; man sei niemals auf eine Arbeit stolz, welche mit Geduld und Sandpapier hergestellt werden kann.

Nur ein Beispiel, das dem Leser meine Ansicht bezüglich des bereits erwähnten Fabrikats, Glas, erläutern soll. Unser modernes Glas an sich ist außerordentlich klar, seine Form aufs Haar exakt, sein Schliff regelrecht. Wir sind stolz darauf. Wir sollten uns dessen schämen. Das alte venetianische Glas war trüb, seine Formen durchaus nicht regelrecht, sein Schliff plump, wenn es überhaupt geschliffen

war. Und die alten Venezianer rühmten sich dessen mit Recht. Dies unterscheidet den englischen Arbeiter vom venezianischen: der erste denkt nur an die schablonenhafte Wiedergabe seiner Vorlage, an die haarscharfe Herstellung der Kurven und Kanten und wird zur Maschine, die Kurven dreht und Kanten schleift; indeß es dem alten Venezianer gar nicht auf den Schliff seiner Kanten ankam, sondern er ersann ein neues Muster für jedes Glas, das er schuf, und er gestaltete jeden Griff und jedes Mundstück verschiedenartig und phantasievoll. Und wiewohl gewisse venezianische, von ungeschickten phantasielosen Arbeitern hergestellte Gläser plump und unschön sind, so sind die Formen anderer so reizend, daß sie unbezahlbar sind; und man sieht dasselbe Muster nicht zweimal. Feiner Schliff und Formmannigfaltigkeit gehen nicht zusammen. Der Arbeiter kann sich nicht gleichzeitig um den Schliff der Kanten kümmern und dabei Muster erfinden. Man entschließe sich, ob man für sein Geld reizende Formen oder tadellosen Schliff haben will, ob man aus dem Arbeiter einen Menschen oder einen Schleifstein machen will.

„Nicht doch“, wird der Leser einwenden, „wenn der Arbeiter künstlerische Konzeption hat, so würde ich ihn vom Feuer wegnehmen und ihn zum Meister machen. Er soll als Gentleman sein eigenes Atelier haben, wo er Muster zeichnen soll, die ich vom gewöhn-

lichen Arbeiter herstellen lassen würde. Auf diese Weise bekomme ich Form und Schliff."

Derartige Gedanken beruhen auf zwei falschen Voraussetzungen: erstens darauf, daß die Gedanken des einen Menschen von den Händen des andern ausgeführt werden können oder ausgeführt werden sollen; zweitens darauf, daß durchgeistigte Handarbeit erniedrige.

Bei einem Werke größeren Umfangs, wo Leine und Richtscheit maßgebend sind, ist es nicht nur möglich, sondern nothwendig, daß die Entwürfe des Künstlers von den Händen Anderer ausgearbeitet werden. In diesem Sinne definirte ich die beste Baukunst als den Männergeist, dem Kinderhände Ausdruck geben. Bei einer wenig umfangreichen Arbeit jedoch, die in ihrem Wesen nicht mathematisch zerlegbar ist, kann des Künstlers Konzeption niemals von einem Andern wiedergegeben werden: und der Unterschied zwischen der vom Geiste beseelten Hand, welche die Zeichnung plante, und der Hand, welche nach gegebenen Anleitungen arbeitet, bildet oftmals den ganzen Unterschied zwischen einem erhabenen und einem gewöhnlichen Kunstwerk.

Moderne Fabrikation und Kunst.

Aus einer (1859) in Bradford gehaltenen Vorlesung.

Vor allem müssen wir mit uns einig sein, was wir aus England machen wollen. Wenn ihr mir sagt, was ihr schließlich aus Bradford machen wollt, dann kann ich sagen, was Bradford wird hervorbringen können. Aber ihr müßt einen männlichen Entschluß gefaßt haben und das Erwünschte klar und bestimmt feststellen. Vorerst weiß ich nicht, worauf ihr hinaus wollt, und fragt ihr euch selber, so mögen sich auch in euch Zweifel regen, ob ihr eine Ahnung davon habt. Wie jetzt die Sachen in England stehen, so trachtet man, sobald man eine Spinnerei mit 200 Arbeitern in Gang gebracht hat, eine andere darauf hin mit vierhundert in Gang zu bringen. Dies ist klar und leicht begreiflich — aber wo soll das hin? wie viele Spinnereien wollen wir? Wir müssen uns über diesen Punkt durchaus verständigen, ehe wir weiter gehen. Ich fuhr verflossene Woche von Rochdale nach Bolton Abbey gemüthlich, um das Land zu sehen, und, fürwahr, es lohnte sich. Ich legte niemals interessantere zwanzig Meilen zurück als zwischen Rochdale und Burnley. Das Thal war natürlich einstmals eins der schönsten im Bergland von Lancashire — einsam und stille, voll alter

Hirtenbräuche. Heute kann man — ich übertreibe nicht, und glaube, buchstäblich Recht zu haben — heute kann man nirgends tausend Schritte gehen, ohne auf einen Hochofen oder eine Spinnerei zu stoßen.

Wünscht ihr nun, daß derartiges allerorts überhand nehme? Ist dies euer Wunsch? Man geht gegenwärtig geradeswegs darauf los; und ich möchte nur fragen, wie weit ich die Grenzen eures Enderfolges ziehen oder schildern soll? Oder soll er ohne Grenzen sein? Eurer Macht sind keine gesetzt; jeder Tag giebt euch neue Maschinen an die Hand und vermehrt die Größe eurer Unternehmungen. Die bestehenden Zustände des Landes wechseln momentan so riesig schnell, daß es der größte Wahnsinn wäre, unter jetzigen Aussichten und Umständen Kunsterziehungsgesetze festzustellen. Ich muß nothgedrungen euch über eure ernstliche Absicht befragen, wieviel von unserm Land in den nächsten fünfzig Jahren Kohlengrube, Ziegelfeld oder Steinbruch werden soll? Einer klaren Schlußfolgerung zu liebe nehme ich an, daß euer Erfolg ein absoluter sein wird; daß die ganze Insel von Meer zu Meer so dick mit Schornsteinen vollgepropft sein wird wie der Hafen Liverpool's mit Mastbäumen; daß keine Wiese, kein Baum, kein Garten darin sein soll; nur ein bischen Korn auf Hausdächern, mit Dampf geerntet und gedroschen, daß man selbst für die Wege keinen Raum mehr läßt, sondern über die

Dächer eurer Fabriken auf Viadukten oder darunter weg durch Tunnele fährt; daß, da der Rauch die Sonne nicht mehr scheinen läßt, ihr immer mit Gas arbeitet; daß kein Morgen englischen Lands ohne Schacht oder Maschine sein wird, worauf man wird stehen können, ohne eine bestimmte, mathematisch feststellbare Aussicht irgend einmal in kleinen Stücken davon weggesprengt zu werden.

Unter diesen Umständen (wenn dies die Zukunft Englands sein soll) wird es unmöglich sein, Entwicklungspläne für die schönen Künste zu entwerfen. Zerbrecht euch darüber eure Köpfe nicht, gebt euer Geld nicht dafür aus. Die schönen Künste können nur von einem Volke hervorgebracht werden, das umringt ist von schönen Dingen, und Muße hat, sie anzusehen. Wenn ihr eure Arbeiter nicht mit schönen Dingen umgeben wollt, dann werden sie keine schönen Dinge ersinnen.

Mir fiel die Tragweite dieser großen Thatsache in Bezug auf unsere Kunstbestrebungen ganz besonders vorige Woche auf, da ich eines Nachmittags in einem Vororte einer unserer großen Fabrikstädte spazieren ging. Ich sann nach über den Unterschied zwischen einer solchen Umgebung, die ein Kunstbeflissener heute vor sich sieht, im Vergleich zur Umgebung, die im Mittelalter ein Handwerker, wenn er seine Werkstätte verließ, gewahrte. Gerade vor der Stadt stieß ich auf eine alte englische kleine Behausung, eine Art Herrschafts-

wohnung, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll. Das Haus lag am Fuße des Hügels und am Flußufer, ist etwa um die Zeit König Karls errichtet worden; es hatte Kreuzfenster und ein niedrig gewölbtes Portal. Man kann sich vorstellen, wie die Familie einstmals zur Sommerzeit in dem dreieckigen Gärtchen davor zu sitzen pflegte, wie sie den Strom durch die wilde Rosenhecke sanft rauschen hörte, und wie sich im Abendsonnenschein, dem offenen Lande zu, die auf den Hügeln weidenden Schafe am Horizonte klar abhoben. Das Haus, seit vielen, vielen Jahren unbewohnt, stand da, dem Verfall preisgegeben; das Gartenthor schwang nur lose in den Angeln; über dem Garten lag wüste Asche, worin selbst Unkraut nicht gedeihen konnte; das Dach war unförmig geborsten; die Fensterläden hingen um die Fensteröffnungen als verwitterte Holzlappen; der Strom vor dem Thor, der einstmals dem Ganzen Leben verlieh, schlich träge vorbei, ein schmieriges Gerinnsel, schwarz wie Ebenholz; seine Uferabhänge waren zu klebrig rußigem Schleim zerstampft. Die Hochöfen der Stadt versperrten die Aussicht auf die alten Hügel und spieen unabläſſig die Plage einer pestartigen, schwefelgeschwängerten Finsterniß aus; die rauchigen Sturmwolken schlängelten sich über die brachen Felder hin, worauf kein grüner Halm mehr wuchs; sie waren nicht von Hecken, sondern von viereckigen Steinplatten umfriedigt, die wie Grabsteine

aussahen, die mit Eisenhaken zusammen geschmiedet waren.

Dies war der Schauplatz, den der Kunstbeflissene vor sich sah, da er an einem Nachmittag in eurem Rochdale spazieren ging. Nun stellt euch das Bild vor, das ein Künstler der gothischen Schule zu Pisa — Nino Pisano oder einer seiner Schüler — vor sich hatte, wenn er zur gleichen Tageszeit lustwandelte.

Auf beiden Ufern eines funkelnden Stromes, heller funkelnd als dieser, erblickte er eine mit Säulenhallen und farbigem Marmor strahlende Palastreihe an den Uferstraßen entlang; vor den Thoren ritten in edler Haltung schmucke Ritterschaaren; weithin leuchteten ihre Schilder und Helmbüsche; Roß und Mann ein seltsamer Licht- und Farbenstrom: Purpur-, Silber- und Scharlachfrangen wallten über die starken Glieder, wie Meereswellen über Felsen im Abendroth. An den Ufern öffneten sich Gärten, Höfe und Klöster; zwischen Rebengewinden schimmerten weiße Säulenreihen; zwischen Granat- und Orangenknospen rauschten Springbrunnen; und ruhevoll auf den Gartenpfaden im Schatten der rothschimmernden Granate schritten die holdseligsten Frauengruppen, die Italien jemals gesehen — die holdseligsten, weil sie nur auf Lauteres sannen; geschult in edlem Wissen und gefälligem Umgang, im Tanz, Lied und holden Scherz; reich an Kenntnissen, reicher an Hochherzigkeit, noch reicher an

Liebe, Männerseelen erheiternd, entzückend, erlösend. Ueber diesem Bilde vollkommenen Menschenlebens ragte Domkuppel und Glockenthurm mit hellglühendem Alabaster und Gold; hinter Domkuppel und Glockenthurm erhoben sich die mächtigen Bergrücken mit ihren silbergrauen Oliven; darüber, weiter nordwärts, das Purpurgipfelmeer des feierlichen Apennins mit den klaren, scharfgezackten Carrarerbergen, deren Marmorspitzen unbeweglich am blaßgelben Horizonte flammten; das ungeheure Meer breitete sein gluterfülltes Licht von ihren Abhängen bis weithin zu den gorgonischen Inseln; und über alle dem, ob nah oder fern, der tiefblaue Himmel, der durch die Laubgänge der Weinreben schimmerte, der sein Wolkenspiel in den Wassern des Arno spiegelte, der um das goldne Haar und um die glühenden Wangen edler Frauen und Ritter schien — jener friederfüllte und heilige Himmel, der allen Menschen in jenen unschuldsvollen, gläubigen Tagen als die Heimat der Geister galt, wie die Erde es für die Menschen ist, und durch dessen Wolkenthore und Nebelschleier man geradeswegs einging in die schaudererregende Ewigkeit; — ein Himmel, dessen Wolken man alle buchstäblich für Engelswagen hielt, mit Morgen- und Abendstrahlen, die alle ausströmten unmittelbar vom Throne Gottes.

Was haltet ihr von einer solchen Kunstschule? Ich hebe diesen Gegensatz nicht hervor, um unsere Aufgabe

als hoffnungslos hinzustellen, noch erwarte ich im neunzehnten Jahrhundert eine Wiedergeburt der Republik Pisa in Bradford; aber ich stelle ihn euch vor, damit ihr genau die Schwierigkeiten, die im Wege stehen, wißt und im Stande seid zu erwägen, wie weit sie gehoben werden können. Für Menschen, die von der erdrückenden Einförmigkeit des englischen Fabriklebens umgeben sind, ist, ihr dürft dessen sicher sein, künstlerische Konzeption ein Ding der Unmöglichkeit. Dies ist von allen Erfahrungen, die ich im Verkehr mit dem modernen Arbeiter gewonnen habe, die unbestreitbarste. Er ist im höchsten Grad intelligent und scharfsinnig — seine Finger gewandt, sein Auge klar: aber, im großen Ganzen, ist er bar jeder künstlerischen Erfindungsgabe. Wollt ihr ihm diese Kraft verleihen, so müßt ihr ihm die dazu nothwendigen Dinge geben und ihn dazu in Stand setzen. Künstlerische Konzeption ist kein Kind müßiger Phantasie: sie ist die Gesammtsumme, welche wir durch mannigfache Beobachtung und erfreuliche Lebensgewöhnung erwerben. Ohne Beobachtung und Erfahrung, ohne Friede und Freude, die unser Wirken begleiten, kein künstlerisches Schaffen — und alle Kunstvorlesungen, Kunststudien, Kunstprämien, Kunsttheorien in der Welt führen zu nichts, so lange nicht beglückende Einflüsse und schönheitsvolle Dinge das Alltagsleben dieser Menschen erheitern. Sie können unmöglich richtige

Farbenbegriffe haben, wenn sie nicht die unverdorbenen, lieblichen Naturfarben sehen; sie können unmöglich ihre Werke mit schönen Begebenheiten und schönen Thaten schmücken, wenn sie diese nicht um sich sehen. Bildet ihre Geister, verfeinert ihre Sitten, so bildet und verfeinert ihr ihre künstlerischen Anlagen; aber so ihr sie in Rohheit, freudelos inmitten häßlicher Dinge aufwachsen laßt, so wird Alles, was sie schaffen, unecht, gemein und werthlos sein. Ich wiederhole, daß ich weder verlange noch begehre, daß man ihnen ein neues Pisa baue. Wir wünschen uns weder das Leben noch die Verzierungen des dreizehnten Jahrhunderts zurück. Die Zustände, die ihr für eure Arbeiter gestalten müßt, müssen dem schlichten, glücklichen Leben der Neuzeit entsprechen, weil ihr Kunstgebilde von ihnen verlangt, welche das moderne englische Leben verschönern sollen. Mittelalterlicher Prunk, so schön er sich liest, so edel er in vielen Beziehungen gewesen sein mag, erstrebte nichts destoweniger einzig und allein Hoffährtigkeit — das Ziel der besseren Klassen; Hoffährtigkeit, die sich durch Gewalt und Raub aufrecht erhielt und zuletzt den Untergang der Künste selber und den des Staates, worin sie blühten, herbeiführten.

Die Weltgeschichte lehrt deutlich, daß die schönen Künste bisher — gepflegt von des Adels selbstsüchtiger Macht — niemals hinabgedrungen sind zur großen

Volksmasse, um ihr Leben zu erheitern und zu erleichtern. Die Künste, sage ich, welche dermaßen erblühten, haben nur den Ruin der Staaten, denen sie Glanz verliehen, beschleunigt und die Epoche irgend eines Reiches, die man als Triumphzeit seiner größten Künstler hinstellt, bezeichnet ganz genau die Periode seines Verfalls. Die Namen der großen Maler sind wie Glocken, die in der Ferne verklingen; im Namen Velasquez hört man das Grabgeläute Spaniens; im Namen Tizian das Venedig's; im Namen Leonardo das Mailand's; im Namen Raphael das Rom's. Und dies ist durchaus gerecht; denn im genauen Verhältniß zur erhabenen Kraft steht die Schuld, welche sie eitlen oder gemeinen Zwecken dienstbar macht, und je größer bisher die Kunst war, umsomehr nützte man sie, um die Hoffahrt zu schmücken oder die Sinne zu reizen[1]. Ein anderer Weg liegt vor uns. Geben wir die Hoffnung auf Pomp und Grazie des jugendlichen Italiens auf, oder, wenn euch die Worte besser behagen, lassen wir uns von ihnen nicht in Versuchung führen. Für uns nunmehr keinen Marmorthron, für uns unnmehr keinen goldnen Dom; für uns das höhere, herrlichere Vorrecht, den Zauber der Kunst, der soviel vermag, in den Bereich der Schlichten

[1] Mag die Hoffahrt religiös oder profan sein, es thut nichts zur Sache, ob Kapelle oder Banquetsaal.

und Armen zu bringen; und wie die Pracht vergangener Jahrhunderte am engherzigen Hochmuth scheiterte, so mag unsere Kunst durch ihre alles umfassende Demuth herrschen und währen.

Und statt des Bildes des übereifrigen Englands, des Bildes der Zukunft, das wir entworfen, und statt des Bildes des allzu üppigen Italiens, des Bildes der Vergangenheit, das wir heraufbeschworen haben, kann dennoch, so wir unsere Pflicht erfüllen, ein von der Arbeit nicht überbürdeter, von der Eitelkeit nicht entnervter gesellschaftlicher Zustand geschaffen werden — ein Zustand, der friedfertig und weise Maaß hält in seinen Zielen, Thaten und Künsten.

Wir treten in eine weltgeschichtliche Periode ein, worin das von den friedlichen Künsten unterstützte häusliche Leben, langsamen Schrittes, aber schließlich ganz und gar das öffentliche Leben und die Künste des Kriegs verdrängen wird. Unser England, wie ich glaube, wird nicht ganz und gar vom Qualm der Hochöfen versengt, noch von Palästen erdrückt werden. Ich hoffe, daß ihm seine grünen Felder, seine Hütten und Heimstätten der mittleren Stände bleiben. Diese jedoch sollte man und wird man, wie ich hoffe, mit einer nützlichen, wahrheitsgetreuen, echten Kunstgattung bereichern. Wir brauchen heutzutage keine Götterfeste mehr, noch heilige Marterszenen; keinen Sinnenkitzel, keine Stätte des Aber-

glaubens oder des kostspieligen Uebermuths. Man schaffe eine gediegene und getreue historische Malerei — ergreifende und sinnreiche Darstellung menschlicher Natur; dramatisch bewegte Malerei; die poetische Wiedergabe der uns bekannten Natur-Gegenstände und Landschaften; und eine vernünftige, tiefempfundene Darstellung der Begebenheiten, die unserm religiösen Glauben zu Grunde liegen. Und diese Dinge, welche wir bedürfen, verbreite man so viel als möglich und mache sie allen Menschen zugänglich.

Ein gleiches in der Fabrikation: wir brauchen mehr das Gediegene als das Kostbare; in den Mustern mehr Verfeinerung als Prunk. Es ist nicht nöthig, daß eure Stoffe einer Herzogin ins Auge fallen; aber sie sollten derart sein, daß sie sowohl dem Bedürfniß eines Bauern entsprechen, als seinen Geschmack verfeinern. Der Irrthum, der in der englischen Tracht, besonders bei den untern Klassen herrscht, besteht in einer Vorliebe für Flimmerhaftes und Buntes und dies rührt hauptsächlich von der plumpen Nachahmung der oberen Klassen her. Es müßten die Fabrikanten zuvörderst erstreben, Stoffe zu erzeugen, deren Muster nicht nur schön und zierlich sind, sondern zur Alltagsarbeit passen und auf geziemende Art den engen Wirkungskreis verschönern. Ihr müßt allzeit daran denken, daß es euer Beruf ist, den Geschmack des Marktes ebenso sehr zu bilden, als ihn mit Waaren zu

versehen. Wenn euch eine kurzsichtige, gewissenlose Habgier antreibt, jeder momentan auftauchenden Kauflaune des Marktes zu fröhnen, wenn ihr in eifersüchtigem Wettbewerb mit Nachbarstaaten und anderen Fabrikanten durch seltsame und auffällige Neuheiten Käufer zu fesseln sucht, mit jedem Muster Reklame machen wollt, jede Idee eines erfolgreichen Konkurrenten wegschnappt, um sie hinterlistig nachzuahmen oder marktschreierisch zu überbieten: dann wird jede künstlerische Konzeption in eurem Bereich unmöglich, jeder Begriff dafür wird schwinden. Ihr mögt einen Markterfolg erhaschen oder ihn durch Energie festhalten, die Gunst des Publikums erringen, eure Konkurrenten ruiniren, oder von ihnen mit gleichem Rechte des Kriegsglücks ruinirt werden. Was euch jedoch zustößt, soviel steht fest, daß ihr euer ganzes Leben vergeudet habt, um den öffentlichen Geschmack zu verderben und die öffentliche Verschwendung zu ermuthigen. Jeder Erfolg, den euer Flitter errungen, rechnete auf des Käufers Eitelkeit; jede Nachfrage nach einer Neuheit rief im Käufer ein Gefühl der Unzufriedenheit wach; und wenn ihr euch aus eurem Geschäftsleben zurückzieht, mag euch am Feierabend eures Lebens der Gedanke Trost verleihen, daß ihr, im genauen Verhältniß zu eurer Wirksamkeit, mitgeholfen habt, die Künste eures Landes zu hemmen, seine Tugenden in den Staub zu ziehen, seine Sitten zu verunstalten.

Wenn ihr euch jedoch anderseits von vorhinein entschließt, soweit ihr das Beste feststellen und ergründen könnt, nur dieses zu fabrizieren, und auf verständige Weise der wahrscheinlichen Geschmacksrichtung des Volkes, dessen Lieferanten ihr seid, Rechnung trägt, so könnt ihr buchstäblich das Gute nach vielen Richtungen hin mehr fördern als viele Kunstvorleser und Moralisten, die lange Traktate schreiben.

Nimmt man auf das betreffende Material und den unentwickelten Kunstsinn der Zeit Rücksicht, so kenne ich keinen so weitreichenden und wohlthuenden Einfluß auf den öffentlichen Geschmack als den des Topfwaarenfabrikanten William Wedgewood in Staffordshire, und es kommt auf den Chef irgend einer Fabrik an, ob seine Waare Mittel der Erziehung oder bloß Schlacke des Marktes werden soll. Gewissermaßen sollt ihr alle Künstler sein: freilich müßt ihr, wie der Schriftsteller das Ohr des Publikums zu fesseln sucht, so euch bemühen, das Auge desselben zu gewinnen; aber wenn ihr einmal seine Gönnerschaft erlangt habt, so liegt es ebenso sehr in eurer Gewalt zu bilden, indem ihr schmückt, als der Schriftsteller es thun kann, indem er unterhält. Und wahrlich! dies ist kein geringer Ehrgeiz. Ich höre beständig klagen, daß die Menschen zu ehrgeizig sind: mir dünken sie, leider ach! nicht ehrgeizig genug. Wie viele, die es sich genügen lassen, erfolgreiche Kaufleute eines Staates zu

sein, statt daß sie seine Führer, Rathsherrn und Herrscher sein könnten — in ihrer Hand liegt eine Gewalt, die unberechenbar ist, die jedoch unendlich segensreich wirken könnte: sie vermöchten die Thorheiten des Volkes zu zügeln, indem sie die Lebensbedürfnisse beschaffen.

Man mache sein Leben ganz und gar solchem Pflichtgefühl, solchem Ehrgeiz dienstbar, und die Blüthezeit europäischer Kunst und Industrie mag noch kommen. Die Malerei eines Raphael und Buonarotti bestärkten die Irrthümer des Aberglaubens und lenkten die Phantasie auf die Majestät der Sünde; den Künsten Englands jedoch mag es noch vorbehalten sein, der Seele Wahrheit zu künden, dem Herzen Mitleid zu lehren. Toledo's Stahl, Genua's Seide, verliehen der Unterdrückung Stärke, dem Hochmut Glanz; den Hochöfen Englands sei es beschieden, noch reichlicher zu thun, was sie bereits reichlich gethan: die Dürftigen zu laben, die Verwahrlosten zu bilden und überall durch die friedlichen Heimstätten der Völker Liebreiches und Köstliches zu verbreiten, Schlichtes und Zierliches, das sich im Brauche bewährt.

Fors Clavigera.

V

Denn siehe, der Winter ist fort,
Der Regen ist weg und dahin,
Die Blumen schmücken das Land,
Es nahet die Zeit des Vogelgesangs,
Steh' auf, meine Holde, und komme zu mir.

Meine Freunde, Denmark Hill, London.
1. May 1871.

Man hat die sehr wichtige Frage an mich gestellt, warum ich bis jetzt an euch in einer für euch schwerverständlichen Sprache über Dinge schrieb, um die ihr euch wahrscheinlich nicht sonderlich bekümmert.

Ich befürchte nicht, daß ihr eines Tags alle meine armseligen Worte verstehen werdet — die kummervollsten davon vielleicht nur zu gut. Doch fürchte ich, es könnte kommen, daß euch die obenanstehenden Worte auf immer unverständlich bleiben; sie sind aus einem Liebeslied, das ein König im lieblichen Lenze — viele, viele sind seitdem verflossen, — dichtete.

Mich beklemmt die Furcht, daß für euch die Winterstürme nimmer weichen, die Blumen auf Erden nimmer leuchten werden; daß für euch kein Vogel mehr singen, zu euch kein holdseliges Lieb mehr kommen wird, um euch ein friedenvolles Leben zu bereiten.

„Und weßhalb nicht für uns wie für Andere?“

Wird dies eure Antwort sein? werdet ihr mir meine Befürchtung verübeln und sie als Schimpf aufnehmen?

Nein, sie ist so nicht gemeint; auch ich bin nicht glücklicher als ihr. Für mich singen die Vögel nicht, und sie werden nimmermehr für mich singen. Für euch jedoch, wenn es euch darum zu thun wäre, würden sie wieder singen. Als ich euch sagte, daß ihr jenes Liebeslied nimmer verstehen werdet, meinte ich nur, daß ihr es nicht zu verstehen begehrt.

Seid ihr wiederum böse mit mir? Denkt ihr, wiewohl ihr euch abarbeiten und quälen müßt und euer Lebtag schmählich niedergetreten werdet, denkt ihr, daß ihr die Wonne der Liebe, die Ehre des Heerdes wahren könnt? Hättet ihr diese zwei Dinge, so hättet ihr Alles gewahrt. Aber es giebt in der menschlichen Geschichte kein Geschlecht, das so jämmerlich darum gekommen wäre. In manchem Land und manchem Jahrhundert waren die Frauen gezwungen, für ihre Männer zu arbeiten — für Hab und Gut, für Brod; aber niemals bis heute, daß sie dermaßen ohne Heim waren, um gleich der armen Samariterin zu sagen: „ich habe keinen Mann.“ Frauen in aller Herren Länder haben, ohne darob zu klagen, kameradschaftlich die Bürde der Arbeit mit ihren Männern getragen; den Frauen der jüngsten Tage in England

blieb es vorbehalten, Anspruch zu erheben auf das Vorrecht der Absonderung (isolation).

Dies also ist das Ziel eurer allgemeinen Bildung und Zivilisation, wie eurer Verachtung des unwissenden Mittelalters und seines Ritterthums. Nicht allein, daß ihr euch als zu träge bekennt, um für Weiber und Töchter zu arbeiten, und als zu arm, um sie zu erhalten; sondern ihr habt es dahin gebracht, daß die vernachlässigten und bethörten Wesen es sich zur Ehre anrechnen, unabhängig von euch zu sein, und laut verlangen, daß auch sie den Karst handhaben dürfen. Mögt ihr es glauben oder nicht, daß eine so gemeine Denkart von der Menschheit noch nicht erreicht worden ist, seit Männchen oder Weibchen durch natürliche Auslese aus Seestern und Hühnerbiß herauswuchsen, oder was sonst der Urstoff gemäß der modernen Wissenschaft gewesen sein mag.

Die moderne Wissenschaft, Wirthschaftslehre und sonstiges Derartige haben endlich den Höhepunkt erreicht. Denn es scheint, daß der Himmel das neunzehnte Jahrhundert in allen Dingen dazu bestimmte, um es auf alle Zeiten als ein leuchtendes und warnendes Beispiel krassester Thorheit hinzustellen. Der Bericht der Auswanderung-Gesellschaft, der besagt, daß Ueberproduktion die Ursache des Elends sei, ist nicht nur das absolut Verrückteste, was jemals Menschenmund verkündete, sondern was er möglicher-

weise jemals hinsichtlich eigener Angelegenheiten wird verkünden. Es ist eine Art Gegenpol (oder ein negativer Höhepunkt irdischer Dummheit) zur Newton'schen Entdeckung der Schwerkraft, dem Höhepunkt irdischer Weisheit; wie kein Weiser auf Erden jemals eine solche weise Entdeckung wird nochmals machen können, so wird auch kein Narr auf Erden durch alle Zeiten fähig sein, solche Thorheit nochmals zu sagen.

Und genau dieselbe Krisis ist von unserer Naturwissenschaft und Kunst erreicht worden. Es ereignete sich mehrmals, seitdem ich diese Briefe zu schreiben begann, daß mir gerade das begegnete, dessen ich zur Verdeutlichung meiner Ansichten bedurfte .... Ich ging zu einer Nachmittags-Gesellschaft in ein Haus, wo ich sicher war, angenehme Menschen zu treffen. Unter den Ersten, die ich traf, war eine alte Freundin, welche Vorlesungen über Botanik im Kensington Museum gehört hatte, worüber sie entzückt war. Sie ist eine jener Sterblichen, die Gutes aus Allem schöpfen, und sie hatte vollkommen Recht entzückt zu sein; zumal die Vorlesungen, wie sie zu verstehen gab, gut gehalten waren und interessant gewesen sein müssen. Sie hatte geglaubt Botanik sei langweilig und fand daß dies nicht der Fall sei und freute sich, „so viel gelernt" zu haben. — Da ich dies vernahm, frug ich natürlich, was? Denn so weit ich sie kannte, war ich sicher, daß sie, ohne die Vorlesungen anzuhören, mehr

von Botanik wußte, als sie in jenen lernen konnte. Sie erzählte mir, daß sie vor allem gelernt habe, „daß es sieben Arten Blätter gebe“. Nun flößt mir die Zahl sieben immer großen Argwohn ein; als ich nämlich die „Sieben Lampen der Architektur“ schrieb, bedurfte es allen Scharfsinns, der mir zu Gebote stand, daß unter meinen Händen nicht acht oder gar neun daraus wurden. So redete ich mir ein, wie reizend es wäre, wenn es nur sieben Arten Blätter gäbe; daß aber, wenn man vielleicht Felder und Wälder sorgsam durchforschte, man möglicherweise acht Arten finden könnte, und wie stünde es alsdann um die von meiner Freundin neuerworbenen botanischen Kenntnisse? Hierauf sagte ich „wie hübsch dies sei, aber was noch?“ Dann erzählte mir meine Freundin, daß sie ganz und gar keinen Begriff gehabt habe, daß Blumenkronen (petala) weiter nichts sind als Blätter. Es würde, so dachte ich, ihr wenig geschadet haben, wäre sie unter ihrem alten Eindruck geblieben, daß Blumenkronen Blumenkronen sind. Doch ich sagte: „Auch dies ist sehr hübsch, und was noch?“ Alsdann erzählte mir meine Freundin, der Vorlesende habe gesagt: der Zweck seiner Vorlesungen sei ganz erreicht, wenn er seine Zuhörer überzeugen könnte, daß es so etwas wie eine Blume gar nicht giebt. Dieser Satz bildet nun das höchste und trefflichste Gesammtergebniß der allgemeinen Gemüthsstimmung

und des allgemeinen Ziels moderner Wissenschaft. Sie hält Vorlesungen über Botanik, daß es so etwas wie eine Blume gar nicht giebt; über die Menschheit, um darzulegen, daß es so etwas wie einen Menschen gar nicht giebt; über Theologie, um darzulegen, daß es so etwas wie einen Gott gar nicht giebt: keine Menschen, sondern Mechanismen; keinen Gott, sondern nur eine Anzahl Kräfte. Der eine Glaube ergiebt sich naturgemäß aus dem andern: wenn ihr euch für nichts weiter haltet als eine Maschine, die geschaffen ward, um ein kleines zu Räderwerk regulieren, dann werdet ihr Standbilder der Wissenschaft, wie sie auf Holborn Viadukt stehen, errichten und natürlich nur größeres Räderwerk über euch anerkennen, welches euch regulirt.

Ich muß euch den Sinn der botanischen Vorlesung erklären; er hat eine tiefe Bedeutung. Vor mehr als einem halben Jahrhundert entdeckte der Dichter Goethe, daß alle Pflanzentheile in ihrem Wesen sich gleichen und ein Theil sich in den andern umgestaltet. Dies war eine wahre und wichtige Entdeckung. Alle Pflanzen, wie ihr finden werdet, bestehen aus zwei Theilen: aus Blatt und Wurzel. Jenes liebt das Licht, diese die Finsterniß; jene die Reinlichkeit, diese den Schmutz; jene wächst zumeist aufwärts, diese zumeist abwärts; und jedes von ihnen hat seine eigenen Neigungen und Ziele. Der reine Theil jedoch, der das Licht

liebt, erstrebt vor allem, sich mit einem anderen Blatt zu begatten und Kinder- und Kindes-Kinder-Blätter zu haben, um unaufhörlich die Erde zu schmücken. Und wenn die Blätter sich traulich als holdes Paar begatten, dann ziehen sie Gewänder an, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht schöner bekleidet gewesen ist, als derselbigen eins, und sie haben Honigfeste und wir nennen sie „Blumen".

Der Botaniker, der die Vorlesung hielt, hatte deßhalb, wie ihr seht, in gewissem Sinne Recht. So etwas wie eine Blume giebt es nicht — es giebt nur Blätter. Ja noch weiter: das weniger glückliche, nicht so schnell welkende Blatt mag an Würde gewissermaßen der schnell verblühenden Lilie überlegen sein. Auch die großen Dichter waren sich dessen immer bewußt, — wohlan — Chaucer vor Goethe; und der Schreiber des ersten Psalms vor Chaucer. Der Botaniker hatte in tieferem Sinne, als er ahnte, Recht.

Aber im tiefinnersten Sinn, bis an die äußerste Grenze der Verkehrtheit, hatte er Unrecht; denn Blatt und Wurzel und Frucht — sie alle bestehen nur um der Blume willen. Er ließ Leben und Leidenschaft, den Kern des Wesens, außer Acht. Hätte er sie in Betracht gezogen, dann würde er erkannt haben, daß gemäß der Absicht der Natur selber es in einer Pflanze sonst nichts giebt als ihre Blumen.

In demselben Sinne, wie die moderne Wissenschaft darlegt, daß es so etwas wie eine Blume nicht giebt, behauptet sie ein Gleiches in Bezug auf den Menschen, bezeichnet ihn als eine Uebergangsform von Urwürmern und Affen. Mag wahr sein oder auch nicht: es kommt ganz und gar nicht darauf an. Thatsache ist es — eine unumstößliche — daß, mit menschlichen Augen gesehen, es weiter nichts giebt als den Menschen; daß alle Thiere und Wesen außer ihm nur geschaffen sind, damit er sich über sie erhebe; daß die Welt nur in der Gegenwart des Menschen besteht, nur in der Leidenschaft des Menschen sich bethätigt. Das Licht des Lichts ist in seinen Augen — die Stärke der Stärke in seiner Seele — die Kraft der Kraft in seinen Thaten.

Jede wahre Wissenschaft, wie mein Savoyarder Führer mich lehrte, ist ein „savoir vivre“. Aber euere ganze Wissenschaft ist das Gegentheil: sie ist ein „savoir mourir“.

Der Telegraph war eine Entdecknng und wird möglicherweise eines Tags von Nutzen sein. Es mag gewissermaßen seine Berechtigung haben, daß ihr stolz darauf waret, da man am letzten 6. April (Richard Löwenherz' und Albrecht Dürer's Todestag) einen Kupferdraht den ganzen Weg nach Bombay geknüpft und eine Botschaft hin und zurück geblitzt habt.

Aber was war die Botschaft und was die Antwort?

Ist Indien durch die Worte, die ihr gesandt habt, seid ihr durch die Antwort, die ihr erhalten habt, besser daran?

Wenn nicht, so habt ihr nur den weltlangen Kupferdraht verschwendet — dies ist wahrlich das Ergebniß eurer That. Hättet ihr zufällig zwei schlichte Worte der Weisheit gesandt, so ihr auch Zeit und Mühe die Fülle darauf verwendet hättet, sie zu senden; — wenn ihr sie langsam auf Gold geschrieben und mit hundert Siegeln gesiegelt und eine Schwadron Linienschiffe geschickt hättet, um die Rolle hinzubringen; wenn die Schwadron sich ihren Weg um das Kap der Guten Hoffnung herum ein volles Jahr gegen Wind und Wetter hätte erkämpfen müssen; wenn alle Schiffe bis auf eines untergegangen wären: die zwei schlichten Worte der Weisheit wären solcher Fracht und mehr noch werth gewesen. Aber ihr habt weder nach Indien noch anders wohin etwas derartiges zu bestellen.

Ihr erachtet es als einen großen Triumph, daß euch die Sonne braune Landschaften zeichnet. Auch dies war eine Entdeckung und mag eines Tags von Nutzen sein. Aber die Sonne zeichnete euch schon vorher hier in England Landschaften, keine braune, sondern grüne, blaue, und in allen erdenklichen Farben schillernde. Keiner von euch, der sie damals anschaute, keiner von euch, der sich um ihren Verlust härmt, wo ihr die

Sonne durch euren Rauch abhaltet zu scheinen, daß sie nichts mehr zeichnen kann als braune Flecken durch ein Schachtelloch.

Es war einmal — ein Felsenthal zwischen Burton und Bakewell, göttlich wie das Thal Tempe. Ihr hättet in diesem Thal morgens und abends die Götter sehen können, Apollo und alle holden Musen des Lichts, wie sie auf grüner Flur und felsigen Höhen lieblich hin- und herwandelten. Ihr kümmert euch weder um die Götter noch um die Flur, sondern nur um Baargeld (ihr habt es nicht zu erlangen gewußt); ihr habt geglaubt, es bekommen zu können durch das, was die Times „Eisenbahngründungen" nennt. Ihr habt eure Eisenbahn durch das Thal gebaut, habt seine Felsen gesprengt, habt abertausend Tonnen Gesteins in seinen lieblichen Strom geschüttet. Das Thal ist fort und mit ihm die Götter; und nun kann jeder Narr aus Burton in einer halben Stunde in Bakewell, und umgekehrt jeder Narr aus Bakewell in einer halben Stunde in Burton sein; das dünkt euch ein vortheilhaftes Tauschgeschäft — ihr Narren überall! Auf eine Entfernung hin sprechen, wo ihr, wäret ihr noch so nah, nichts zu sagen habt; von diesem Ort nach jenem rasen, wo ihr hier und dort nichts zu thun habt: dies ist effektive Macht. Wenn ihr wirklich eine größere Produktionskraft besäßet — das wäre etwas, um stolz darauf zu sein. Aber so sicher seid ihr, sie

zu haben, daß die irdische Krankheit der Ueberfülle und das betrübende Zuviel guter Dinge Alles ist, was ihr zu fürchten habt. Wohlgemerkt. Ein Mann und Weib, sammt Kindern, richtig aufgebracht, sind leicht im Stande, den zu ihrer Ernährung nöthigen Boden zu kultiviren; das zu ihrer Behausung nöthige Obdach zu bauen; das zu ihrer Kleidung nöthige Gespinnst zu pflanzen und zu weben. Indem sie dies thun, können sie Alle glücklich und gesund sein. Angenommen, sie erfänden Maschinen, die bauten, pflügten, dreschten, kochten und webten, und sie hätten weiter nichts mehr mit diesen Dingen zu thun, sondern sie könnten den lieben langen Tag lesen oder Croquet und Cricket spielen, so glaube ich, daß sie weder so gut noch so glücklich, wie ohne die Maschinen verblieben. Aber ich lasse vorerst diese Behauptung auf sich beruhen. Ich will annehmen, daß sie feinere und sittlichere Menschen werden und daß künftig Müßiggang alles Guten Anfang sein wird. Aber wohlgemerkt, ich wiederhole es, die Macht euerer Maschinen setzt euch nur in den Stand müßig zu gehen. Sie wird euch weder in den Stand setzen, besser als zuvor, noch in größerer Anzahl zu leben. Werdet euch hierüber ganz klar. Aus so viel Boden ist mit oder ohne Maschine so viel Nahrung zu bekommen. Ihr könnt, wenn ihr wollt, mit einer Million Dampfpflüge einen Acker bearbeiten: aus diesem Acker wächst nur — ihr mögt ihn

verkratzen und versengen, wie ihr wollt — eine bestimmte Anzahl Getreidekörner. So, daß die Frage durchaus nicht die ist, ob durch den Besitz von Maschinen mehr von euch leben können. Keine Maschinen mehren die Möglichkeit des Lebens; sie mehren nur die Möglichkeit des Müßiggangs. Angenommen, daß ihr einen Feuergeist bekommen könnt, der die Ochsen eures Pfluges triebe und keinen Lohn, nicht einmal eine Schüssel Rahm dafür verlangte; (ihr habt es nahezu soweit gebracht, daß er von einem eisernen Kobold getrieben wird;) — wohlan, euere Furche nimmt nicht mehr Saatkörner auf, als hättet ihr selber den Sterz gehandhabt. Statt ihn jedoch zu handhaben, sitzt ihr, wie ich vermuthe, am Abhang neben dem Feld unter Rosen und schaut dem Feuergeist zu, wie er schafft, und ihr leset Poesie. Inzwischen hat die Frau im Hause auch einen Feuergeist, der für sie webt und wascht. Sie liegt auf dem Sopha und liest Poesie.

Nun, wie gesagt, ich glaube nicht, daß ihr glücklicher sein werdet; doch bin ich bereit, es zu glauben. Da ihr bereits solche wackere Maschinisten seid, zeigt mir wenigstens ein paar Orte, wo ihr glücklicher seid. Lasset mich ein einziges, kleines, annäherndes Beispiel zu einem solchen seraphischen Dasein sehen. Ich kann euch Beispiele, millionenfache, zeigen, glückliche Menschen, glücklich durch ihren eigenen Fleiß.

Hof an Hof kann ich euch in Bayern, der Schweiz, in Tyrol und anderen Orten zeigen, wo Männer und Frauen ohne irgend welche eiserne Diener vollkommen glücklich sind. Zeigt mir deßhalb einige englische Familien mit ihren feurigen Familiengliedern, glücklicher als sie. Oder bringt mir — denn ich bin der Belehrung zugänglich — Beweise vom größeren Glück einiger englischen Familien. Oder, wenn euch dies unmöglich ist, könnt ihr diesen die Ueberzeugung ihres Glückes beibringen? Vielleicht sind sie glücklich, wenn sie nur wüßten, wie glücklich sie sind. Virgil vor langer Zeit hielt schlichte Landleute dafür; aber ihr hört jetzt eure dampfgetriebenen Landleute jammern, daß sie nichts weniger als glücklich sind und daß sie den vielgerühmten Fortschritt „im Lichte eines gewaltigen Betrugs" betrachten. Ich muß euch jedoch etwas erzählen, das meine Einbildungskraft hinsichtlich des arbeitsfreien Bauern, der unter seinem Rosenbusch sitzt und Poesie liest, sehr beunruhigt. In Cumberland gab man wirklich kürzlich ein Fest, um seine Zufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge auszudrücken. Ein ländliches Fest, ich glaube eine Art Maitag, so wie die alten Heiden, die keine eisernen Diener hatten, ihn zu halten pflegten mit Hirtenpfeifen, dazu sie tanzten. So dachte ich nun, daß wir von den Landleuten, die der Muße huldigen können, da die Feuergeister ihre Arbeit thun, wunder-

bares Flötenspiel und herrlichen Tanz bekommen müßten. Aber es gab keinen Tanz, und auch ihre Pfeiferei konnten sie nicht selber besorgen. Sie schritten reihenförmig hinter ihrem Dampfpflug her, und er pfiff ihnen gelegentlich was vor; auf höchst melodische Weise, so gut er konnte. Dies dünkte mir eine wahrhaftige Rückkehr zur arkadischen Einfalt; denn im alten Arkadien pfiffen die jungen Pflüger wirklich im Gehen, weil sie an nichts dachten; aber hier schritt eine große Gesellschaft thatsächlich, ohne an etwas zu denken, dahin, welche jedoch selber nicht mehr die Fähigkeit hat, ihre eigene Pfeiferei zu besorgen. — Aber zunächst über das Innere des Hauses. Ehe ihr eure Dampfwebstühle gehabt, konnte eine Frau sich immer ein hellschimmerndes Hemd und einen schmucken Unterrock machen. Ich habe in der Kirche zu München eine bayrische Bäuerin gesehen, die vornehmer und schöner gekleidet aussah als irgend ein querfliegender, mit gestickten Gewändern umhüllter Engel der erhabenen Kunstfresken Hesse's, die gerade über ihr waren. Wohlan, hier in England werdet ihr von Hausdämonen bedient, welche mit mindestens fünfhundert Fingern weben, wo zur Zeit Minervas einer webte. Ihr solltet mir fünfhundert Gewänder zeigen können, wo früher eins war; die Nettigkeit müßte fünfhundertfach netter sein; die Wandteppiche müßten mit cinque-cento-fachem Glanz

erstrahlen. Nicht nur müßten die Bauernmädchen auf dem Sopha liegen und Poesie lesen, sie müßten auch statt eines Unterrocks fünfhundert im Schrank hängen haben. Ist dies wirklich der Punkt, dem ihr zusteuert? oder ist der Weg, worauf ihr euch befindet, ein seltsamer Umweg?

Es ist wahrscheinlich, daß man verhindert, daß ihr euch die Arbeit der Feuergeister aneignet — daß jemand Anders die Nutznießung davon hat und nicht ihr, weil ihr vielleicht nicht im Stande waret, die Geister heraufzubeschwören, daß sie nur euch dienen, sondern daß ihr die Geister von den Kapitalisten geborgt habt, wofür ihr Zins zahlen müßt. ... Aber gesetzt, ihr hättet Kapitalien, genügend, um alle Dämonen der Welt zu miethen — ja — alle die in ihr sind; seid ihr mit euch einig, wißt ihr, welche Arbeit ihr sie verrichten lassen müßt? und welche „nützliche Dinge" sie für euch schaffen müßten? Verflossenen Monat sagte ich euch, daß kein Oekonom der Gegenwart (ob er mit Dampf oder Geistern heizt) wisse, was nützliche und nutzlose Dinge sind. Nur Wenige unter euch wissen es, wenn nicht die bittere Erfahrung der Entbehrung sie euch lehrt. Keine eisernen Dampfgeister können sie jemals schaffen.

Es giebt drei stoffliche, nicht nur nützliche, sondern zum Leben unbedingt nothwendige Dinge. Niemand „weiß zu leben", bis er sie hat.

Diese heißen: reine Luft, reines Wasser, reine Erde.

Es giebt drei stofflose, nicht nur nützliche, sondern zum Leben unbedingt nothwendige Dinge. Niemand weiß zu leben, bis er sie hat.

Diese heißen: Bewunderung, Hoffnung und Liebe.

Bewunderung — das Schöne in sichtbarer Form und das Herrliche im menschlichen Charakter zu erkennen und sich dessen zu freuen.

Hoffnung — durch wirkliche Fürsorge den wirklich besseren Dingen huldigen, ob wir oder andere sie erringen; daraus muß sich ergeben, daß wir aufrichtig und unermüdlich, gemäß unsern Anlagen mithelfen müssen, sie zu erlangen.

Liebe — sowohl für unsere Familie als unsere Mitmenschen, aufrichtige und tiefsinnige.

Dies sind die sechs hauptsächlich nützlichen Dinge, wozu die National-Oekonomie, wenn sie eine Wissenschaft geworden ist, uns verhelfen muß. Ich will euch kurz gefaßt sagen, was die moderne Nationalökonomie, das große „savoir mourir", damit thut.

Die ersten drei sind, wie gesagt, reine Luft, reines Wasser und reine Erde.

Der Himmel schenkt euch diese Hauptelemente. Ihr könnt sie nach Belieben zerstören oder ihre förderlichen Eigenschaften fast unbegrenzt mehren. —

Ihr könnt durch eure Lebensweise die Luft grenzen-

los verunheiligen . . . Ihr thut es den ganzen Tag lang durch widrige chemische Ausdünstungen. Die schrecklichen Nester, welche ihr Städte nennt, sind nicht viel mehr als Laboratorien, um giftigen Schmauch und Rauch und Gestank himmelwärts zu destilliren, untermischt mit dem Ausfluß verwesender animalischer Materie und den verpesteten Miasmen eiteriger Krankheiten.

Anderseits ist es in eurer Macht, die Luft zu reinigen, indem ihr auf eine schleunige und wirksame Weise mit allen verderblichen Substanzen verfahrt, indem ihr schädliche Industrien untersagt und allerwärts die Bäume pflanzt, welche Erde und Atmosphäre reinigen und beleben, buchstäblich unbegrenzt. Jeder Athemzug Luft, den ihr einathmet, müßte Nahrung sein.

Zweitens ist eure Macht über Regen und Flußwasser der Erde unendlich. Ihr könnt den Regen hinbringen, wohin ihr wollt, indem ihr Pflanzungen weislich anbaut und fürsorglich bestellt — ihr könnt Dürre hinbringen, wohin ihr wollt, durch Abholzungen und Nachlässigkeit. Die Flüsse Englands könnten so rein sein wie Felskrystall; schön in Gefällen, in Seen, in lauteren Teichen; so voller Fische, daß man sie statt mit Netzen mit den Händen herausnehmen könnte. Oder ihr könnt auf immer thun, was ihr jetzt thut: aus jedem Fluß Englands einen Abzugskanal machen,

so daß ihr bald kein englisches Kind mehr werdet taufen können ohne Schmutz, wenn ihr nicht sein Gesicht in den Regen hinaushaltet, und auch er fällt beschmutzt herab.

Nun zum dritten, der Erde, die euch Nahrung und Blüthen geben soll. Man lehrte euch, daß es so etwas wie eine Blume nicht giebt. Soweit eure wissenschaftlichen Hände und wissenschaftlichen Köpfe, die Sprengstoffliches und Tödtliches, statt Blüthenreiches und Lebenspendendes ersinnen, soweit Staub es thun kann, habt ihr Mutter Erde; die Demeter, zur bluträchenden Tisiphone umgestaltet — das Blut eures Bruders schreit ringsher aus Mördergruben mit wildharmonischen Klängen gegen euch auf.

Dies habt ihr aus den drei stofflich nützlichsten Dingen gemacht.

Nun zu den drei stofflos nützlichsten Dingen. Statt Bewunderung habt ihr gelernt, ehrfurchtslos und hoffährtig zu sein. Nichts von dem, was Menschen jemals Holdseliges schufen, was ihr zu lieben und zu würdigen wißt; doch bildet ihr euch ein, Schöneres schaffen zu können. Ihr sammelt und stellt zusammen aus, als könnte man aus dem unendlich viel Schlechten ebensoviel wie aus dem Vorzüglichen lernen. Es fehlt euch die Gabe, das Eine vom Andern zu unterscheiden; ihr hegt instinktiv eine Vorliebe für das Schlechtere; mehr noch, ihr haßt und zerstört instinktiv das Gute!

Nun zum zweiten: Zur Hoffnung. Ihr habt nicht den zuversichtlichen Geist, um irgend einen Plan einzuleiten, der zehn Jahre nichts einbringt; noch besitzt ihr Intelligenz genug — Politiker oder Arbeiter — um euch klar vorzustellen zu können, was aus eurem Lande werden soll.

Nun, drittens, zur Liebe. Er, der eure Religion gründete, hieß euch euren Nachbarn lieben wie euch selber.

Ihr habt eure ganze Wissenschaft der National-Oekonomie gebaut auf das was ihr den konstanten Instinkt des Menschen nennt: die Gier, seinen Nachbarn zu betrügen.

Und eure Frauen habt ihr wahnsinnig gemacht, so daß sie weder Liebe noch Zusammenhalten mehr verlangen, sondern wider euch aufstehen und Gerechtigkeit fordern.

Giebt es welche unter euch, denen dies Alles zum Ueberdruß wird? Gutsherrn, Pächter, Arbeitgeber oder Arbeiter?

Gutsherrn oder Meister, die sich lieber von Menschen als von eisernen Teufeln bedienen lassen?

Pächter und Arbeiter, welche gegen ihre Führer loyal bleiben und treu unter sich zusammen halten wollen? die geloben wollen, für die Freuden ihres Heerds treuherzig zu schaffen und zu leben?

Wollen welche von euch den Zehntheil ihres Besitzes und Lohns hergeben — nicht um auszuwandern, sondern um damit in England zu bleiben, um mit

ihren Händen und Herzen ein glückliches England daraus zu machen?

Ich bin nicht reich (was man heutzutage reich nennt), und ein großer Theil dessen, was ich habe, wird bereits darauf verwendet, um Kunstarbeiter zu erhalten, oder andere mehr oder minder öffentliche nützliche Dinge zu fördern. Das Zehntheil dessen, was ich noch besitze, so genau abgeschätzt als ich es vermag (ihr sollt die Bücher sehen), will ich euch zu Weihnachten dieses Jahrs für immer auf dem sichersten Wege des englischen Gesetzes vermachen und mich verpflichten, das Zehntheil meines Einkommens hinzuzufügen. Wer will sonst, mit wenig oder viel, helfen? Zweck solchen Besitzes soll sein, allmählig anzufangen, thut nichts wie langsam, englisches Land zu kaufen und festzuhalten, worauf nicht gebaut, sondern welches von Engländern mit ihren eigenen Händen kultivirt werden soll, mit Hilfe solcher Kraft, die Wind und Welle ihnen zu Gebot stellt. —

Ich frage nicht, wie Viele oder wie Wenige diese Sache unternehmen, auch nicht nach dem Umfang — sei es auch nur in zwei oder drei armer Leute Gärten. Soviel kann ich wenigstens kaufen und geben.[1] Wenn Hilfe ausbleibt, dann habe

[1] Es waren £ 7000, welche Ruskin der St. George's Guild schenkte.

ich gethan und gesagt, was ich vermochte, und die Sache ist zu Ende. Wenn Jemand mir hilft, so sind die Bedingungen folgende: Wir wollen ein Stückchen englischer Erde schön, friedsam und fruchtbar machen. Wir wollen keine Dampfmaschinen und Eisenbahnen darauf haben; keine Wesen darauf haben, die wir unbedachtsam verkümmern lassen; Niemand soll leiden als die Kranken, Niemand müßig sein als die Todten. Wir wollen keine Freiheit darauf haben, sondern unabläſſigen Gehorsam vor dem Gesetz und den erlesenen Führern; keine Gleichheit darauf, sondern jedem höheren Vorzug, den wir finden können, wollen wir huldigen, jedes Uebel bekämpfen. So wir irgendwohin gehen wollen, wollen wir es thun ruhig und sicher; wenn wir etwas tragen wollen, so geschehe es auf dem Rücken von Bestien, in Karren oder Booten; wir wollen eine Fülle Blumen und Gemüse in unsern Gärten haben, eine Fülle Korn und Gras auf unsern Feldern, und wenig Gemäuer. Wir wollen Musik und Dichtung haben; die Kinder sollen tanzen und singen lernen; vielleicht auch die Alten — mit der Zeit. Mehr noch: wir wollen etwas Kunst haben; wir wollen wenigstens wie die Griechen versuchen, ob wir nicht Töpfe machen können. Die Griechen versuchten, Götter auf die ihren zu malen; so viel wird uns wahrscheinlich nicht gelingen; aber wir können Gebilde von Insekten, Schlangen, Schmetterlingen und Fröschen, wenn

nichts Besseres, darauf anbringen. Es gab einen ausgezeichneten alten Töpfer in Frankreich, der pflegte zur Bewunderung Aller auf seinen Schüsseln Frösche und Nattern anzubringen; uns soll sicher etwas Hübscheres gelingen. Nach und nach mag höhere Kunst und Phantasie bei uns zum Vorschein kommen und mögen Dämmerstrahlen der Wissenschaft tagen. Auch eine Botanik, wiewohl zu langweilig, um den Bestand von Blumen zu läugnen, und Geschichte, wiewohl zu schlicht, um die Geburt der Menschen zu läugnen; — ja, vielleicht auch, eine Wissenschaft ohne Berechnung, ohne Gier wie die der primitiven Weisen, welche bei solch einer Geburt Gold und Weihrauch spendeten.

Das Credo aller aufrichtigen Arbeiter.

Jede Silbe meiner Fors trägt den Stempel eines folgerichtigen Ziels und vollkommen durchdachten Systems, welches viel tiefer wurzelt als die unter den Namen ihrer Gründer ausposaunten Systeme; einbegriffen in seiner Bilanz sind aus dem gewaltigen Gebiet menschlicher Fähigkeiten — die Künste, mit denen die gewöhnlichen Oekonomen nichts anzufangen wissen; ferner aus der noch größeren Sphäre menschlicher Lebensfreuden — die geistigen Sympathie-Gefühle, von denen die materialistischen Denker sich gleichfalls keine Vorstellung machen können: ein System, weder das

meine, noch das Kant's, noch Comtés; sondern eins, welches der Himmel jeden aufrichtigen Menschen lehrte, und welches sich bei der Arbeit jedes aufrichtigen Menschen als wahr bewiesen hat, vom Anbeginn der Zeiten bis auf heute.

Ich gebrauche hier das Wort „Himmel" in einem vollkommen buchstäblichen Sinn, ich meine den blauen Himmel, sein Licht und seine Luft. Menschen, welche in diesem Lichte leben, — „in reinem Sonnenschein, nicht im trüben Dämmerlichte", — und deren Handlungen offen sind wie die Luft, gelangen allzeit auf gewisse Stufen sittlicher und werkthätiger Loyalität, die ganz und gar von religiöser Meinung unabhängig ist. Dies zu künden, war die erste Aufgabe der Fors. Ob es einen Gott giebt, oder drei — keinen Gott oder zehntausend, — Kinder sollten genug zu essen haben, und ihre Haut sollte rein gewaschen sein. Das Herz jeder Mutter unter der Sonne sagt es, wenn sie eins hat.

So auch, ob es Heilige im Himmel giebt oder nicht: so lange seine Sterne auf dem Meere schimmern und Fische drin schwimmen, so lange ist es Pflicht eines jeden Fischers, wenn er das Netz an das Land zieht, menschlichen Wesen, so vielen als er kann, zuzurufen: „Kommt her und speist". Und jene Fischhändler, welche ihre Fische, ganze Wagen voll, zerstören, so daß die Armen für das was bleibt, theuer bezahlen

müssen, sollte man aus Billingsgate [1] heraus und drum herum peitschen. Das sage nicht ich, das Herz eines Jeden sagt es auf Meer und Land, wenn er nicht im Herzen ein Schurke ist. Was in „Fors" vorgeschrieben ist, das hat der gemeine Menschenverstand, die gemeine Rechtlichkeit, die gemeine Menschlichkeit und die uns Alle bescheinende Sonne vorgeschrieben, nicht ich.

Aber noch weiter; ich habe eben das Wort Himmel in einem edleren Sinne gebraucht: ich meine damit den Himmel und den Vater darin.

Und außer der Macht des Sonnenscheins, welche alle Menschen kennen, hat Fors auch die Macht seiner Vaterschaft verkündet, sie ist nur wenigen Menschen, nicht allen bekannt, und nur durch strenge Zucht wird sie erfaßt. Denn die Weisen auf Erden haben zu allen Zeiten in ihren Herzen gesagt: „Es giebt einen Gott und keinen außer ihm", und die Thörichten auf Erden haben zu allen Zeiten in ihren Herzen gesagt: „Ich bin, und keiner außer mir."

Deßhalb enthält Fors außer der Darlegung dessen, was sichtbar heilsam ist, auch das, was unsichtbar heilsam oder heilbringend im Himmel für alle Menschen ist, welche solchen Heils theilhaftig werden wollen; und außerdem eine Aufforderung, die sich allmählig zu

---

[1] Der Fischmarkt Londons.

einem mächtigen Aufruf gestaltet, daß alle Menschen ihr Vertrauen auf Gott setzen, ihr Gewissen von toter Werkthätigkeit läutern und, abgesondert von den Thörichten, sich zu einer Werkthätigkeit vereinigen: rein, unbefleckt und Seiner würdig, auf den sie ihr Vertrauen setzen.

Der Weisheit letzter Schluß.

Kein großes Werk ward jemals von Menschen ausgeführt, bei dem der Instinkt nicht der hauptsächliche geistige Vermittler war, oder bei dem die Entstehungsweise durch eine Regel definirt oder durch Nachdenken faßlich gemacht werden konnte. Daher kommt es, daß das vermittelnde Maschinenthum Kunstanlagen und Religionsgefühle vernichtet.

Und alle Nationen werden schließlich gewahr werden, was die Führer menschlicher Kraft und menschlichen Geistes ausfindig gemacht haben, daß die Wurzel aller unserer Tugend in der Erkenntniß liegt, daß sich die menschliche Natur bescheiden den Gesetzen eines höheren Wesens unterwerfen muß. „Aus Staub bist du, und zurück zum Staub wirst du kehren", ist die erste Wahrheit, welche wir uns einprägen müssen, und unsere erste Pflicht ist es, die Erde, der wir entstammen, zu bebauen. Auf dieser Arbeit und auf den Verhältnissen, die sie zwischen uns und den Thieren unter uns herstellt, ruhen die Stufen unserer höchsten

Fähigkeiten und Glückseligkeiten. Ohne jene Arbeit ist für den Menschen keine Gedankenklarheit, keine Kunst, kein Frieden möglich.

Die Wirkungen moderner Arbeitsweise.

Der Gebrauch der Dampfmaschinen beim Ackerbau entzieht eine gewisse Anzahl Leute, welche künftighin Nichts oder Unheil schaffen heilsamer Beschäftigung. Der Gebrauch der Maschinen bei der Kunst zerstört die nationale Geisteskraft und macht schließlich wahrhafte Verfeinerung unmöglich . . . . Die Anwendung von Dampf oder sonstiger Feuerkraft läßt sich nur bei außerordentlichen oder sonstigen Nothlagen rechtfertigen; wie z. B. zur schnellen Verbindung auf Hauptlinien, beim Wasserschöpfen aus großen Tiefen oder bei anderer, die menschlichen Kräfte übersteigenden Arbeiten . . . . Alles für menschliche Zwecke nöthige Maschinenthum könnte von Wind und Wasser getrieben werden; die Themse allein würde hinreichen, Mühlen genug zu treiben, um Sammt und Seide für ganz England zu weben. Doch muß jede mechanische Beschäftigung, verursacht sie auch keine Verunreinigung der Lüfte möglichst beschränkt bleiben; denn sie entwürdigt unabläßig. Ihr mögt Eure Sklaven in Euren Silberminen oder an Euren Webstühlen arbeiten lassen, um selber solcher Thätigkeit zu entgehen, wenn Ihr die ehrliche Ueberzeugung hegt, daß Eure Köpfe für

bessere Beschäftigung taugen; — auch könnt Ihr, um Euch Anderen dienstbar zu machen, auf ehrbare Weise ihre Sklaven werden; oder aus Menschenfreundlichkeit Euch selber herabsetzen, Silber zu graben oder Seide zu weben, indem Ihr Euch selber zu einer Art Halb-Spaten oder Halb-Wurm macht. Aber Ihr dürft in Wirklichkeit keines Zweckes oder keiner Ursache halber jemals in Rauch oder Schmutz leben, noch zugeben, daß Andere es thun; Ihr müßt darauf achten, daß Eure Sklaven so behaglich und sicher sind als ihre Beschäftigung es gestattet, und daß der Lohn hinreicht, ihnen Erholung und Rast zu gewähren ....

Alle Nahrung, Kleidung und Heizung, welche Menschen bedürfen, kann vermittelst der Arbeit ihrer eigenen Arme zu Land und Meer erzeugt werden; es ist göttliche Bestimmung, daß alle Nahrung so und auf höchste Gefahr hin nicht anders erzeugt werden darf. Wenn die Menschen sich die Körperbewegung, die sie nach göttlichen Gesetzen haben müssen, nicht in der hierzu bestimmten Arbeit verschaffen, sondern sie im Jagen und Schießen suchen, so verdummen sie, werden gottvergessen und schließlich wahnwitzig und erstreben sowohl vom Krieg als von der Jagd zu leben; daher die Gestalt des Nimrod im Kreis des Höllenthurms, wie Dante sie beschreibt. Wenn Menschen alle körperliche Bewegung unterlassen, dann werden sie sinnlich und verfallen auf schlimmere Wege des

Wahnwitzes. Und es ist physisch unmöglich, daß wahrhaft religiöses Wesen und lautere Sittlichkeit bei irgend einer Volksklasse bestehen könnte, die nicht um ihr Brod mit Händen arbeitet.

Der Mensch und seine Bestimmung.

Gott schuf den Menschen, damit er Augen, Verstand und Körper mit Freuden gebrauche. Und immer wieder versucht das thörichte Wesen ein Dasein zu führen, ohne etwas zu betrachten, ohne über etwas nachzudenken und ohne etwas zu thun. Dadurch wird der Mensch nicht nur zur Bestie, sondern zur unglückseligsten Bestie. Und alle Gelüste und Lässigkeiten, welchen er sich hingiebt, machen ihn nur noch elender; und in diesem Augenblick, wenn Jemand wachsamen Auges die Straßen von Paris durchschritte, von wo ich dieses schreibe — einer Stadt mit jeder Erfindung, welche Wissenschaft, Geist und Reichthum erklügeln kann, um die Genüsse des Müssiggangs zu wecken und abzuwechseln — nicht ein glückliches und sanftmüthiges Gesicht würde er sehen, außer unter den niedern und schwer arbeitenden Klassen. Jeder Genuß, den wir auf andere Weise erlangen, als Gott bestimmte, den wir billig, diebisch und ungestüm erhaschen, indeß Er anordnete, daß wir ihn nur theuer und langsam

erlangen können, — 'wird eine verderbliche Bürde und verbleibt, wenn genossen, als eine von Tag zu Tag schwerer erträgliche Last, ein lebenzerstörendes, brennendes Panzerhemd. Die Gelüste des Hasses, des Krieges, der Wollust, des eitlen Wissens, des gemeinen Luxus werden nach und nach zur schleichenden Tortur: Nichts, was dem Menschen bleibt, Nichts, was ihm wahre Freuden bereitet, was nicht wurzelt in der rechtmäßigen Liebe zu seinen Mitmenschen, was nicht wurzelt in der Erkenntniß der Gesetze Gottes und seiner Herrlichkeit, was nicht wurzelt in der täglichen Bethätigung von Seele und Körper, womit jener Gott ihn ausgestattet hat.'

Es giebt drei Dinge wozu der Mensch geboren ist — zur Arbeit und Mühe und zum Genuß. Ein jedes dieser drei Dinge hat sein Gemeines und sein Edles. Es giebt gemeine Arbeit und edle Arbeit. Es giebt gemeine Mühe und edle Mühe. Es giebt gemeinen Genuß und edlen Genuß. Man darf sich jedoch nicht einfallen lassen, um das Verderbliche dieser Dinge zu vermeiden, den Dingen selber aus dem Weg gehen zu wollen! Auch kann kein Leben ein rechtes sein, das nicht alle drei hat. Arbeit ohne Genuß ist gemein. Arbeit ohne Mühe ist gemein. Mühe ohne Arbeit ist gemein. Genuß ohne Arbeit ist gemein.

